



**W**EITAUS WICHTIGER als die Frage der Reihenfolge von Erstbeichte und Erstkommunion bei den Kindern ist die Frage der Bußpraxis bei Jugendlichen und Erwachsenen. Es ist zu fürchten, daß eine forcierte Hinführung der Kinder zur Beichte – durchaus ungewollt – ein Beitrag für eine Erziehung zum Unglauben werden kann, wenn nicht mindestens ebensoviel Energie und seelsorgliche Aufmerksamkeit der Bußpraxis der Erwachsenen in der Gemeinde geschenkt wird. Normalerweise leitet man Kinder zu dem an, was bei Erwachsenen gilt und für das Leben wichtig ist. Zwar werden die Kinder zunächst – ganz natürlich – mit Begeisterung einige Male beichten. Wenn sie dann aber nach einiger Zeit feststellen müssen, daß vom Kern der Gemeinde, Jugendlichen und Erwachsenen, kaum jemand zur Beichte geht, besteht die Gefahr, daß sie sich ähnlich betrogen vorkommen wie bei den Erzählungen vom Osterhasen. Muß man nicht ernstlich fürchten, daß aus dieser Erfahrung der Kinder eine tief-sitzende Skepsis gegenüber der religiösen Praxis überhaupt erwachsen könnte? Für die Kinder wird der Wunsch, «erwachsen» zu werden, verschmolzen mit dem Abschied von der Kindern beigebrachten Beichtpraxis. Müssen wir hier nicht zumindest die Gefahr einer Pastoral mit (ungewolltem) Kontraeffekt sehen, die Gefahr einer Pastoral, die sich selbst im Wege steht? Der umgekehrte Weg wäre weitaus besser: zuerst eine tragfähige Bußpraxis schaffen, die von Jugendlichen und Erwachsenen, wenigstens vom Kern der Gemeinden, auch tatsächlich angenommen wird – mit ihnen zusammen besprochen ist und auch von ihnen realisiert wird, und dann darauf die Kinder vorbereiten.»

## Um die Bußpraxis der Gemeinden

Die obige Stellungnahme, die gemeinsam vom Münsteraner Pastoraltheologen *Adolf Exeler* und von Gemeindepfarrer *Reinhold Waltermann* unterschrieben ist, macht deutlich, daß der durch einen Entscheid der römischen Klerus- (und Sakramenten-)Kongregation vor allem in der Bundesrepublik Deutschland ausgebrochene Konflikt zwischen Exponenten der Hierarchie einerseits, Seelsorgern, Katecheten (und Eltern?) andererseits um den Zeitpunkt von Erstbeichte von Kindern (vor oder nach der Erstkommunion) möglicherweise am Kern des Problems vorbeigeht. Das Problem ist die «Krise der Einzelbeichte», das heißt der massive Rückgang der Einzelbeichten in den Gemeinden. Die Vermutung besteht, daß man in Rom dieser Krise, der doch wohl ein verändertes Sündenbewußtsein zugrundeliegt, dadurch beizukommen glaubte, daß man die vielerorts eingeführte Praxis der Kinderkommunion vor der Erstbeichte als *abzubrechendes «Experiment»* erklärte. Abgesehen von der offenen Frage, wer vor diesem Erlaß konsultiert wurde, verwiesen Kritiker daraufhin, daß dieselbe Kleruskongregation noch 1971 empfohlen hatte, ihre Weisungen nicht als Vorschriften, sondern als Richtlinien zu betrachten, die der Anpassung nach Ländern und Zonen bedürften. Trotzdem urgierte die Deutsche Bischofskonferenz den Erlaß und reizte zum Widerspruch: Sie begründete die Weisung u. a. mit einem «Recht» der Kinder auf eine frühe Beichte, wogegen sie 1973 (zur Zeit da es eine Synode gab!) noch gemahnt hatte, in der Frage des Zeitpunktes der Erstbeichte von Kindern solle die *Entscheidung der Eltern*, also das «Elternrecht» respektiert werden. Diesem Elternrecht wird immerhin in der neuen Regelung noch ein Platz für ausdrücklich verlangte *Ausnahmen* (Frühkommunion) von der «Regel» (Beichte vor der Erstkommunion) eingeräumt. Ein pfiffiger Pfarrer aus «Winkelau am See» fand deshalb in einer Glosse («Imprimatur», 26.1.78), daß sowohl die Eltern wie die Amtsbrüder ganz froh und glücklich weiterleben könnten, wenn sie einfach nach den «Ausnahmen» statt nach der «Regel» weitermachten.

Statt auf dieser Ebene der rechtlich-disziplinarischen Augenblickssituation ist die Stellungnahme Exeler/Waltermann im Sinne einer Pastoral mit langfristiger Perspektive zu verstehen. Sie wehrt sich dagegen, daß für das Problem der Einzelbeicht das Heil in

### BUSSZEIT

**Einzelbeicht – gut genug für die Kinder?:** Hinter dem Disput um die Erstbeichte steht das allgemeine Problem der Einzelbeicht – Eine Aufgabe für die ganze Gemeinde – Anforderungen an den einzelnen auch in gemeinsamer Buße – Ein Erfahrungsbericht.  
*Ludwig Kaufmann*

### LITERATUR

**Innerschweizer Schriftsteller:** Abseits der großstädtischen Feuilletons – Eine Anthologie von 118 und eine Biobibliographie von 206 Autoren – Es darf erzählt werden – Keine Weisung aus einer Chefetage – Wie ungebrochen ist der Mensch noch in dieser Landschaft?  
*Paul Konrad Kurz, Planegg b. München*

### LÄNDERBERICHT

**Indonesiens studentische Opposition:** Konfliktsituation zum fünftenmal seit 1965 – Die Studenten hinterfragen den Sinn der wirtschaftlichen Entwicklung – Größere Geldmengen trieben zu Korruption und Mismanagement – Schonungslose Ausbeutung der Wälder – «Aktion gegen die Dummheit» – Gespräche mit der Regierung führten nur zu einer Gegenüberstellung von Positionen – Der «im Jenseits befragte Sukarno» bezeichnet den Weg der Zukunft als «religiösen Sozialismus» – Suche nach Gerechtigkeit überschreitet Gegensatz der Religionen – Aktion der T.H. Bandung erzielte positive Wirkung.  
*Franz Dähler, Jakarta/Luzern*

### THEOLOGIE

**Verkündigung in «missionarischer Situation»:** BRD von der Synode als Missionsland anerkannt – Aber die geforderten «neuen Formen der Verkündigung» stoßen auf amtlichen Widerstand – Eines der Beispiele: «Christ sein» – Hans Küng und die deutschen Bischöfe – Die ewig Besitzenden werden verunsichert – Aber die Suchenden finden – Für wen ist die sogenannte «unverkürzte» Lehre glaubwürdiger? – Küngs Buch als «Präkatechese» (Ratzinger) – Von den jungen Kirchen lernen – Theologischer Intellektualismus verkennt Glauben am Rockzipfel Christi – Überlegene Didaktik in den Evangelien.  
*Klaus P. Fischer, Heidelberg*

### DISKUSSION

**Kernenergie als vorübergehendes Mittel zur Kriegsverhütung:** Was die Menschheit in 100000 Jahren Dauertest vertragen hat – Wie gefährlich ist die Plutoniumökonomie? – Alternativen, die die politische Stabilität gefährden – Die Wahl des geringeren Übels.  
*E. Onstein, Erlangen*

**Der Verdacht genetischer Schädigung bleibt:** Replik auf obige Zuschrift – Erkenntnisse der Genetik, die mehr sind als Vermutungen – Wie lange reicht das Uran? – Die Verseuchung in Colorado.  
*Paul Erbrich, Feldkirch*

einer isolierten Praxis für Kinder gesucht wird. Das liegt ganz in der Linie der jüngsten Bischofssynode, die so sehr den Nachdruck darauf legte, daß die Katechese und Glaubenserziehung der Kinder und Jugendlichen von der *ganzen Gemeinde* getragen werden müsse.

Wenn daher auf der Ebene der Gemeinden in den letzten zehn Jahren die gemeinsame *Bußfeier* so großen Anklang fand und die Bemühungen dahin gingen, auch die Einzelbeichte durch sie neu zu beleben, ist es nur folgerichtig, bei den Kindern und Jugendlichen einen vergleichbaren Weg zu beschreiten. So liest man in den Schlußfolgerungen über ein Seminar der Schweizerischen Katechetenvereinigung (SKV) in Bad Schönbrunn, es gehörten zu den bedeutendsten Wegen der Buß- und Beichterziehung – unter möglicher Einbeziehung der Familie – stufengerechte, sorgfältig geplante, den liturgischen Zeiten angepaßte Bußandachten (im Religionsunterricht) und eigentliche Bußgottesdienste.

Wie so etwas konkret aussehen kann, und zwar keineswegs in der Richtung einer verbilligten Buße und «Discount-Beichte», wie manchmal gespottet wird, schildert ein Erfahrungsbericht im gleichen Mitteilungsblatt des *Freckenhorsterkreises* (Jan. 1978, Sebastianstr. 5c, D-4400 Münster), dem wir auch die Stellungnahme Exeler/Waltermann verdanken. In einer Diasporagemeinde (Balingen/Württb.) ist – nach einem früheren Versuch anläßlich der Firmung – im Advent mit Erfolg ein «*Tag der Versöhnung*» gefeiert worden: Trotz Konkurrenz durch einen Skikurs am gleichen Samstag beichteten 200 Jugendliche während 11 Stunden bei vier Beichtvätern (wovon drei Nachbarpfarrer). Alle (500) Jugendlichen der Jahrgänge 1960–67 waren persönlich durch einen verschlossenen (unter den Schülern aber alsbald offen diskutierten) Brief des Pfarrers eingeladen worden. Auch die Eltern hatten einen Brief erhalten, und in der Gemeinde war durch Fürbitte (vor allem der Kranken) darauf hingearbeitet worden. Die Einzelbeichte war so durch ein gemeinsames Bewußtsein getragen, und das Erlebnis schien dem der Exerzitenbeicht in Osterkursen usw. früherer Jugendgenerationen vergleichbar zu sein. Aber als neues Phänomen hat der Pfarrer folgendes notiert: «Eine gar nicht geringe Anzahl von Jugendlichen wünschte Beichte zu zweien, gelegentlich zu dritt (Freunde, Geschwister). Das beeinträchtigte das Gespräch keineswegs und half Hemmungen zu überwinden.» Es gab Beichtgespräche bis zu 15 und 20 Minuten und Wartezeiten bis zu sage und schreibe zwei Stunden. L. K.

## Literatur der Innerschweiz

Die gegenwärtige deutschsprachige Literatur ist sehr viel weniger homogen als sie in den großen Feuilletons erscheint. Die Feuilletons der großen Tages- und Wochenzeitungen interessieren sich überwiegend für große Namen, um gerade anerkannte, aufwallende oder zu propagierende Strömungen, um die «richtige» politische oder literarische Tendenz. Dort hielt man Erzählen und Verseschreiben im Verlauf eines Jahrzehnts für vorgestrig (und also unmöglich), für up-to-date (und also erlaubt), für soziologisch, intellektuell oder auch nostalgisch schick (und also gefragt).

Eine literarische Produktion, die diesem Verhaltenskodex nicht entspricht, die anderen als tendenziell «richtigen», avantgardistischen, großstädtischen Voraussetzungen folgt, wird unter den feuilletonistischen und literaturbetrieblichen Bedingungen weniger, vielleicht sogar überhaupt nicht beachtet. Literarische Außenseiter gegenüber den großen deutschen Feuilletonautoren, eine literarische Minderheit sogar gegenüber den Zürcher und Basler Autoren, gegenüber den Tessiner Größen sind die *Innerschweizer Schriftsteller*. Sie hatten nicht erst seit dem Erscheinen von «*Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart*» den Eindruck, sie seien in den Nachschlagewerken unterrepräsentiert, benachteiligt. Die Autoren dieser – überwiegend katho-

lischen – Region haben 1943 in organisatorischer Selbsthilfe den «*Innerschweizer Schriftstellerverein*» (ISV) gegründet. Der Verein zählt heute gegen hundert Mitglieder.

### Wer ist Innerschweizer, wer Schriftsteller?

Innerschweiz, das sind die Kantone Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden, Luzern und Zug; Innerschweizer, wer hier geboren, zugezogen oder heimatberechtigt ist. Wie einst die Tiroler Autoren um Ludwig von Ficker und jüngst im Innsbrucker «*Turmbund*» beschlossen sie, sich selbst vorzustellen. Sie gaben einen repräsentativen Band ausgewählter Prosa- und Verstexte mit einem umfassenden biobibliographischen Verzeichnis heraus, verbunden also das Prinzip der Anthologie mit dem des Lexikons<sup>1</sup>. Außer den gegenwärtigen Mitgliedern sollten auch die verstorbenen des 20. Jahrhunderts berücksichtigt werden. Vorsitzender der Editionscommission und Herausgeber wurde der Benediktiner und Lyriker *Bruno Stephan Scherer*. Er hat über Reinhold Schneider promoviert und arbeitet gerade an einer Habilitationsschrift über Silja Walter.

Ein erweiterter Literaturbegriff sollte mit den Schulautoren, den Heimathistorikern und Essayisten auch die großen theologischen Schriftsteller (Otto Hermann *Hophan*, Otto *Karrer*, Hans Urs von *Balthasar*) aufnehmen. Der Anthologieteil enthält Gedichte und Prosa von 118 Autoren; der lexikalische Teil stellt Leben und Werke von 206 Autoren vor. Unter den Mitgliedern und Beiträgern befinden sich die großen Volkserzähler Josef Konrad *Scheuber*, Josef Maria *Camenzind*, Heinrich *Federer*, der Charles-Veillon-Preis-Juror und Mitglied der deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Meinrad *Inglin*, der PEN- und Funkautor Franz *Fassbind*, der Sohn des Zürcher Café Litéraire Ernst *Zahn*, der Nobelpreisträger für Literatur Carl *Spitteler*; als bekannteste unter den jüngeren die Suhrkamp-Autorin Gertrud *Leutenegger*. Die meisten dieser Schriftsteller üben einen zünftigen Beruf aus. Man ist Lehrer (am häufigsten), Mönch oder Priestererzieher, Konservator, Notar, Arzt; Redakteur bei der Zeitung oder im Funk; auch Konservator, Bibliothekar, Forstingenieur. Hausfrauen sind darunter. Manch einer hat es zu einem Vorsitzenden, Rektor, sogar Kantonsrat gebracht. Man schämt sich nicht seines bürgerlichen Berufes, lebt verbunden mit den örtlichen Kommunen. Kaum einer wurde an den Rand gedrängt oder ist ausgebrochen aus der Gesellschaft, die ihn umgibt. Dies und die Zustimmung zur Tradition, zu Religion, zu den Lebensmustern der Vorfahren, setzt eine andere Basis der Sprechhaltung als der großstädtische Leser des Feuilletons gewohnt ist.

### Fest der Sprache und Fest des Lebens

Die Bäche des Erzählens fließen. Behauste Menschen leben zwischen Geburt und Tod mit ihren Nachbarn zusammen. Die Lebensmuster der Vorgeborenen werden in den vorgelegten Texten nicht in Frage gestellt. Die Natur als Umwelt erscheint ungefährdet, beglückend. Bis in die jüngste Gegenwart tragen die Verse vieler Gedichte Metrum und Reim. Sprachlich ungeboren transportiert das Gedicht Selbstaussage, Naturerfahrung, Du-Anrede, Erzählung und Bericht, religiöse Grundstimmung und Gefühl. Die meisten Autoren setzen voraus, daß Poesie das Fest der Sprache ist, eine schöne Sprache zum Fest des Lebens gehört. Souverän, gesättigt von Sprache und Wirklichkeit, charakterisieren die Schwyzer alemannischen Gedichte das Lebensgefühl, den Tag, das Land und die Leute. «Was saist, wer ist ä Dichter?/Där, wo ersinne cha;/Wo d Gschichte schön verzelt,/Wo i dr Wölt umgönd,/Wo i dä Auge stönd,/Wo s Härz nüd cha vertha» (Meinrad Lienert). Vater und Mutter, die Jah-

<sup>1</sup> Innerschweizer Schriftsteller. Texte und Lexikon. Hrsg. von Bruno Stephan Scherer. Verlag Raeber, Luzern und Stuttgart 1977. 400 S., 24×18 cm zwispaltig, geb. Fr./DM 23.– (Der außerordentlich niedrige Preis für den großzügig gestalteten Band wurde durch Spenden ermöglicht).

részeiten und die Kinder gehören zu dieser dichterisch angeschauten Welt. Humor hält Distanz, der Glaube an den Menschen dessen Unvollkommenheiten aus; Nachsicht erträgt den Sonderling. Vielleicht erstrahlt hier der Mensch in seiner bodenständigen Landschaft zu ungebrochen. Die an die Wurzeln greifende Kritik am Dorf, das nicht mit sich reden läßt und seine Jungen ausstößt, die Gertrud Leutenegger in ihrem «Ninive»-Roman vorbringt, ist (noch) nicht aufgenommen. Vermutlich sind Auseinandersetzungen in dieser Schreibrichtung auch in der Innerschweiz nicht mehr aufzuhalten.

Wer als großstädtischer, intellektuell geforderter und nicht selten hadernder Leser seine eigene Welt nicht unbedingt erkennt, nimmt dennoch viele Texte mit Wohlgefallen, Zustimmung, nicht ohne an eine innere Sehnsucht gerührt zu werden, auf. Die projizierte Utopie der Intellektuellen – ist sie so weit entfernt von der Idylle des Zusammenlebens mit freien Menschen in einer kultivierten Natur? Der Homo politicus wird noch nicht gemessen nach der Anzahl der Protestkundgebungen, an denen er

teilnehmen mußte. Der Homo socialis der hier gezeigten Gesellschaft braucht keine Sozialutopien zu entwerfen, um durch eine Maximalanstrengung der Reflexion die Notwendigkeit der Gefühle, der Spontaneität, des Zusammenlebens zu entdecken. Begreiflich, daß man hier nicht «verändern», sondern «bewahren» will. Der Innerschweizer Autor braucht auch keine Erlaubnis aus der Chefetage: «Es darf wieder erzählt werden.» Welche Anstrengung hat es Heinrich Böll gekostet, in seinen Frankfurter Poetik-Vorlesungen 1963/64 nach dem «Blut- und Boden»-Tabu und der «Provinz»-Diffamierung in der Bundesrepublik auf das Wort und den Wert «Heimat» aufmerksam zu machen. Hier formuliert sich in jedem Sinn Heimatliteratur. Eine große Leserschaft erkennt sich in dieser Literatur wieder. Dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern ist eine eindrucksvolle Selbstdarstellung der Innerschweizer Schriftsteller, einer an Einwohnerzahl kleinen, sprachlich vitalen Provinz der deutschen Literatur gelungen.

Paul Konrad Kurz, Planegg bei München

## Indonesiens studentische Opposition

Nachrichten über Studentenverhaftungen und Zeitungsverbote in Indonesien lenken die Aufmerksamkeit wieder einmal auf das Reich der 13 000 Inseln, das sich als eigener Kontinent von Süd-Asien bis Australien erstreckt und mehr als 130 Millionen Menschen Lebensraum schenkt. Ist die zwischen Studenten und Regierung bestehende Spannung von sekundärer Bedeutung oder verbergen sich dahinter Probleme, welche das Land früher oder später erschüttern und große Änderungen mit sich bringen werden? Angesichts seiner strategischen Lage, des Potentials seiner Rohstoffe (u. a. Erdöl) würden solche Änderungen nicht ohne Rückwirkung auf ganz Asien bleiben.

Hinter dem normalen Erscheinungsbild des indonesischen Studenten vermutet man zunächst alles andere als eine revolutionäre Kraft. Nirgendwo in Asien dürfte die Jugend gelöster und fröhlicher sein. Doch dann zeigt sich hinter den lachenden Gesichtern bald eine andere, tiefere Seite, eine erstaunliche Sensibilität für die Nation und deren Probleme. So erlebte ich es 1973 in einem Zeltlager der «Mapala» der Universitas Indonesia, der führenden Hochschule des Landes. Mapala heißt: Studenten, welche die Natur lieben. So ist es auch. Wir lagern an einem kleinen See, 30 km von Jakarta, zwischen Palmen und leichtem Bambusgebüsch. Es regnet die ganze Nacht hindurch, aber die Zelte überquellen von Leben. Was mir besonders auffällt, ist die bunte Mischung von Gruppen aus verschiedenen ethnischen Gruppen und Religionen. Javaner sitzen neben Chinesen, Batak aus Sumatra neben Studenten aus Minangkabau, Manado und den Molukken, eine junge dynamische Vertretung der ganzen Nation, deren Stammesunterschiede schon so oft Indonesiens Einheit bedroht haben. Es macht auch keinen Unterschied, daß ich als Ausländer und Katholik in religiöse Gespräche mit Moslems verwickelt werde. Sie laden mich ein, eine Meditationsstunde mitzugestalten. Unter den tropfenden Palmen, bei den heißen Kochtöpfen, beim Trinken des würzigen Bاندrek erklingen die Lieder der vielen Inseln, bald leise und melancholisch, bald wieder sprühend von Humor und Lebenslust, und dazwischen hinein schieben sich politische Gespräche. So geht es bis in den Morgen hinein.

### Konflikte mit der Regierung seit 1965

Mit dieser Art von Jugend kam es seit 1965 schon viermal zu Konflikten mit der Regierung. In den Jahren 1965/66 ging es gegen die «gelenkte Demokratie» des Präsidenten Sukarno, des Mitbegründers der Nation, mit dem sich große Teile der Jugend identifizierten. Nun, da er der machtvollen kommunistischen Partei trotz ihres Staatsstreiches und der dadurch verursachten

Opfer im Oktober 1965 immer noch die Stange hielt, lösten die Studenten große Demonstrationen aus, welche schließlich – mit Unterstützung der Armee – zur Entmachtung Sukarnos und zum Aufstieg General *Suhartos*, des jetzigen Präsidenten, führten. Dem wirtschaftlichen Niedergang unter Sukarno folgte nun eine Periode großer Hoffnung, «Neue Ordnung» (Orde Baru) genannt. Konstruktive Fünfjahrespläne gaben der Landwirtschaft den Vorzug, setzten der Inflation ein rasches Ende, brachten mit Hilfe massiver ausländischer Investitionen die Wirtschaft wieder in Gang. Doch Ende 1971 kam es zu ersten Spannungen mit der neuen Regierung. Das touristische Projekt «Miniatur Indonesia»<sup>1</sup>, von der Frau des Präsidenten eifrig propagiert, fand aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen wenig Sympathie bei den Studenten. Sie rechneten Alternativen aus und suchten in kleinen Gruppen den Kontakt mit der Regierung. Ein Machtwort entschied zu Gunsten des touristischen Projektes. Der Konflikt war nicht allzu gefährlich, doch offenbarte er grundsätzlich verschiedene Aufbaukonzepte auf beiden Seiten.

Brisanter war die Spannung im Jahre 1973. In vielen Gruppen, auch außerhalb Jakartas, nahmen Studenten und Dozenten das wirtschaftliche Aufbauprogramm der Regierung selber aufs Korn, vor allem die Frage der ausländischen Investitionen, welche nach Auffassung der Studenten die Kleinindustrie der «Einheimischen» (Pribumi) immer mehr bedrohte. Auch diesmal erfolgten Gespräche mit Vertretern der Regierung einschließlich des Präsidenten, führten aber zu keinem tieferen Verständnis. Vielmehr entlud sich am 15. Januar 1974 anlässlich des Besuchs des japanischen Ministerpräsidenten eine heftige Demonstration, welche anarchische Elemente zur Zerstörung von Gebäuden und Autos japanischer Herkunft mißbrauchten. Die Regierung wollte die Studenten dafür haftbar machen, aber ihre Schuld konnte nicht überzeugend nachgewiesen werden.

### Sinn der wirtschaftlichen Entwicklung

Die darauf folgende Depolitisierung des Kampus, zementiert durch den berühmten Erlaß SK 028 (welcher die studentische Aktivität durch die Oberaufsicht des Rektors einzuschränken

<sup>1</sup> Eine verkleinerte Selbstdarstellung der traditionellen Baustile usw. Indonesiens, vergleichbar dem tessinischen «Mini-Suisse» in Melide, nur in viel größerem Ausmaße (Bauten, Kostüme in Originalgröße). Die Aufwendigkeit des Projektes stellte eine Herausforderung dar: für das gleiche Geld hätte man eine soziale Wohnsiedlung oder einen ganzen Universitätskomplex (Campus) erstellen können.

suchte), dauerte kaum zwei Jahre. Die Studentensenate der wichtigsten Universitäten zusammen mit außeruniversitären Gruppen wandten sich vor allem im Vorfeld und Gefolge der allgemeinen Wahlen (Mai 1977) wieder vermehrt nationalen Problemen zu.

Gemäß der wichtigsten Studentenzeitung «Salemba» handelt es sich dabei um Sinn und Ziel der neuen wirtschaftlichen Entwicklung, um die proportionierte Verteilung des nationalen Einkommens auf die ganze Bevölkerung. Nach Daten der ökonomischen Zeitschrift *Prisma* (Nr. 1 und 2 des Jahres 1975) heimten 20% der indonesischen Oberschicht 53% des nationalen Einkommens ein, während die untere Schicht von 40% nur 15% des nationalen Einkommens verdienen. Das bedeutet, daß über 50 Millionen Indonesier auf ein Pro-Kopf-Einkommen pro Jahr von nur 57 Dollar kommen (Jahr 1974), damit also weit unter dem Existenzminimum von 75 Dollar in der absoluten Armut leben. Das mittlere Pro-Kopf-Einkommen beträgt 110 Dollar (Schweiz 1972: 3940 Dollar).

Nach Angaben der Wirtschaftsexperten verschiebt sich das soziale Gefälle weiterhin zu Ungunsten der unteren Schichten. Das zeigt sich demonstrativ in der Landflucht verarmter Bauern in die Städte, vorab Jakarta, wo 60% des nationalen Kapitals im Umlauf sind. Jakarta ist von einer Bevölkerung von 623 000 im Jahre 1945 auf mehr als 5 Millionen im Jahre 1977 angewachsen.

Das Einströmen größerer Kapitalien trieb Korruption und Mißmanagement sprunghaft in die Höhe. So brachte es die halbstaatliche Erdölgesellschaft «Pertamina» trotz weltweiter Prosperität zu Gunsten der Ölstaaten zu einer Schuld von 10–12 Milliarden Dollar. Indonesiens zweiter Reichtum, die Wälder, werden trotz offizieller Wiederaufforstungspläne schonungslos abgeholzt. Die «*fareastern economic review*» (2. Dez. 1977) berichtet darüber: «Die indonesische Regierung versucht aus den Wäldern einen Ertrag von 22–24 Millionen Kubikmeter Holz pro Jahr herauszuholen. Viele Experten glauben, daß dies zur Erschöpfung aller Reserven führen wird ... In Borneo wurde erst seit 9 Jahren großräumig abgeholzt. Unersetzbarer Schaden ist die Folge. Es dürfte zu spät sein, ihn wieder gut zu machen.» (David Jenkins)

Diese studentische Kritik, von harten Fakten unterbaut, wird auch von Regierungsstellen anerkannt. Der Konflikt spitzt sich zu, wo es um die sozial-politischen Folgerungen geht. Die Studenten glauben, als Ursachen der krassen sozial-wirtschaftlichen Ungleichheit und Ausbeutung seien politische Strukturen mitschuldig, nämlich der Mangel an sozialer Kontrolle durch das Parlament, die Rechtsunsicherheit, welche einerseits Übergriffe der Exekutive und der wirtschaftlich Mächtigen begünstige, andererseits Angst und Ohnmacht der armen Bevölkerung verstärke. Das zeige sich zum Beispiel in allzu billigem Kauf von Land durch Industrieunternehmen (real estate), oder in privaten Landankäufen hoher Beamter und Generäle, obwohl das Agrargesetz von 1960 nur den Besitz von 5 Hektaren Land erlaube (Salemba, 15. August, 20. Sept. 1977).

### Aktion gegen die Dummheit

Nach vergeblichen Appellen an das Parlament (DPR) schritten die Studenten zur Aktion, auf ihre Art oft in poetisch-satirisch-humoristischer Form. Es folgten religiöse Besinnungsstunden mit stark nationalem Einschlag, Poesieabende, oft mit Assistenz des bekannten Dramatikers Rendra; es bildete sich eine «Aktion gegen die Dummheit» (Gak genannt), und 8 einfallsreiche Studenten der Universitas Indonesia, der Technischen Hochschule von Bandung und des Landwirtschaftsinstitutes von Bogor bildeten am 12. Sept. 1977 ein «provisorisches Parlament» (DPRS). Viele taten es als Witz ab, auf jeden Fall fand die «Komödie» großes Echo. Wieder andere Gruppen suchten den direkten Kontakt mit der Bevölkerung, indem sie

die Erhöhung der Bustarife in Jakarta zu verhindern suchten. Hart wurden neuerdings die Stimmen, als am 18. Januar dieses Jahres etwa 3000 Studenten der Technischen Hochschule von Bandung (ITB) Suharto aufforderten, sich im März nicht mehr als Präsident zur Wiederwahl zu stellen.

Das Gespräch mit der Regierung blieb in dünnen Rinnalen offen. Die Studenten trafen sich wiederholt mit dem Kommandanten für «Sicherheit und Ordnung», auch Kontakte mit sieben Ministern fanden statt und endeten dann echt indonesisch mit einem fröhlichen Mittagessen. Die Regierung konnte immer noch auf große Aktivposten hinweisen: das Bruttosozialprodukt steigt ständig, sein Wachstum belief sich von 1965 bis 1972 auf 4,3% und steht damit höher als jenes der Nachbarstaaten; die Infrastruktur verbessert sich zusehends, neue Industrien entstehen; auch die Studenten genießen die Fortschritte in den Ausbildungsbedingungen; das Gesundheitswesen weitet sich auf das Land aus (alle Medizinstudenten müssen ein langjähriges Praktikum auf dem Land absolvieren); die Korruption in Form illegitimer Zusatzgebühren wird durch das Kommando General *Sudomos* energisch bekämpft; das Programm der Familienplanung hat im überbevölkerten Java spürbare Erfolge aufzuweisen usw. Es kam lediglich zu einer Gegenüberstellung der beiden verschiedenen Positionen, der Gegensatz zwischen Regierung und Studentenschaft blieb. Nach dem Empfinden der Studenten und breiter Kreise außerhalb ist es letztlich ein Gegensatz zwischen Regierung und Volk, vorab der ärmeren Mehrheit. Unwissend, machtlos und stumm fühlen Bauern und Arbeiter ihre Anliegen durch die Studenten artikuliert.

### Gespräch mit Sukarno im Jenseits

Nun, eine bloße Gegenüberstellung von Positionen führt nicht weiter. Es gilt nach dem kulturellen und ideologischen Unterbau der bestehenden Spannungen zu fragen. Eine Artikelserie von *Christianto Wibisono*, Soziolog, Fakultät der Universität Indonesia, gibt uns interessanten Aufschluß. Sie wurde veröffentlicht in «Salemba» (August-September 77) unter dem für Indonesier besonders blickfängerischen Titel «Imaginäres Gespräch mit Sukarno»<sup>2</sup>. Der Verfasser läßt den 1970 verstorbenen Präsidenten und Proklamator der indonesischen Unabhängigkeit, der 1966 die Macht an Suharto abtreten mußte, in einen Dialog mit dem Verfasser eintreten. Sukarno im Jenseits begegnet ihm menschlich, weise, sichtlich gereift steht er offen zu seinen historischen Fehlern, aber sein Charisma für politisches Denken hat sich noch vertieft. In seinen Antworten begreift Sukarno den indonesischen Weg der Zukunft als *religiösen Sozialismus*, als eine ethische Revolution. Entschieden lehnt er die Extreme des Frühkapitalismus und des Kommunismus ab. Er erklärt, daß die westlichen Demokratien nach langwierigen Kämpfen die brutale Härte des Frühkapitalismus durch den Einbau von sozialen Sicherungen und Reformen begrenzt und bezähmt hätten, daß daher der Kapitalismus in dieser Form nicht rundweg abzulehnen sei. Das Übel sei, daß in Indonesien noch ein Kapitalismus des Wilden Westens herrschte, der dem Stärksten und Fittesten immer Recht gebe. Er beschuldigt vor allem die indonesischen Technokraten, nimmt aber den gegenwärtigen Präsidenten in Schutz. «Wir müssen mit aller Kraft die machiavellische Politik, die ich früher selber vertrat, nämlich die reine Nutz-Balance- und Machtpolitik absetzen zu Gunsten einer ethisch orientierten Politik, die den religiösen Kräften unseres Volkes entspringt.» Dem orthodoxen Islam, als einem politischen Machtfaktor und Gegenspieler der Armee, gibt er dabei einen besonderen Wink: sie sollten das Denken in der Kategorie des Jihad (Heiliger Krieg) aufgeben, nicht in machiavellischer Weise die Schwächen der Armee und Regierung aufdecken, um dann schließlich nur selber die Macht zu ergreifen. Was wir jetzt bräuchten, sei nicht eine physische, sondern eine geistige Revo-

<sup>2</sup> Wörtlich hieß es im Titel «Bung Karno» = «Kamerad Sukarno»

lution. Der Islam müsse beweisen, daß er wirklich an Gott und die daraus entspringende Ethik glaube.

Dieser imaginäre Dialog hat irgendwie den Genius des indonesischen Volkes ausgesprochen<sup>3</sup>, nämlich eine Religiosität, welche die ganze Gesellschaft und die Politik durchdringt, eine tiefe Neigung zu Toleranz und Harmonie, welche extreme und gewaltsame Lösungen ablehnt, und ein starker Glaube an die geistigen Werte des eigenen Volkes. Was die Religion betrifft, steht Indonesien in einer einzigartigen Lage. Hier fließen alle großen Religionen zusammen, Hinduismus, Buddhismus (Borobudur!), Islam und Christentum im Verein mit einer uralten animistischen Tradition. Dabei haben sich originelle javanische Glaubensrichtungen entwickelt, welche bis zu 40 Millionen Menschen umfassen (siehe Orientierung vom 30. Juni 1974).

### Religiöse Wandlung quer zu alten Gegensätzen

Es ist nun für die sozial-politische Entwicklung der Nation von Bedeutung, daß bei den religiösen Kräften, welche unterschwellig die Entwicklung mitbestimmen, eine Wandlung stattgefunden hat. Sie verläuft quer durch alle Fronten, scheidet aber vor allem die alte und herrschende Generation von den Jungen. Bei den traditionellen Moslems und Christen ist es noch vor allem die Idee der Ausbreitung des wahren Glaubens, ja sogar der Machtposition (Islamstaat!), welche ein Zusammenkommen der beiden Religionen erschwert. Damit verbindet sich der im imaginären Gespräch von Sukarno getadelte Feudalismus, wonach dem Inhaber von Autorität und Macht der absolute Gehorsam gebührt. Javanisch-religiös gesehen ist er der Träger göttlicher Macht, dem gegenüber eine Opposition undenkbar ist. Die islamitische Vorherbestimmungsidee (takdir) oder das mehr hinduistische Karmadenken drängen zum Fatalismus, zur Hingabe an das von göttlichen Mächten bestimmte Schicksal und runden damit jene religiös-kulturelle Haltung ab, welche keinen Platz läßt für eine gegen die Autorität gerichtete Veränderung.

Bei aktiven Teilen der jüngeren Generation hingegen setzt sich ein anderes Denken durch: die Religion wird gemessen an ihrer Stellung zum Menschen, an ihrem Sinn für Brüderlichkeit und vor allem für soziale Gerechtigkeit. Damit wird die Politik auf einmal ein Glaubensanliegen aus einer ganz anderen Sicht, nämlich nicht zur Ausweitung der eigenen Positionen, sondern zur Durchsetzung einer gerechten sozialen Ordnung. Der Gegner ist nicht mehr der Andersgläubige, der «Heide», sondern der

nach den Worten des imaginären Sukarno machiavellische Mensch. – Von Regierungsstellen wird den Studenten immer wieder vorgeworfen, daß sie durch politische Kräfte von außen manipuliert würden. Darauf scheint auch ein Artikel der NZZ vom 31. Januar 78 hinzudeuten. Diese Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen – hier wäre die Warnung des imaginären Sukarno an den Islam zu bedenken. Sobald man aber mit dieser Deutung die eigene, innere Bewegung, die Spontaneität der Studenten verkennen würde, dann hätte man überhaupt nichts verstanden. Die vom Glauben inspirierten Diskussionen, die Besinnungsstunden sind keine Farce. Es ist eine echt religiöse Kraft, die sie drängt, sich verbindet mit einem neuen nationalen Engagement. Freilich allein dürften die Studenten in ihrem Kampf verloren sein. Da ihre Motivationen wesentlich religiöser Natur sind, müssten eigentlich die offiziellen Religionen ihre Anliegen aufnehmen. Keine Regierung könnte in einem solchen Land wie Indonesien sich diesem Druck verschließen – oder besser gesagt, sie würde von innen und von unten langsam umgeformt, ohne physische Revolution, ohne Waffen. Das ist die Chance, das ist die Hoffnung.

Der Konflikt zwischen Regierung und Studenten ist nicht mit billigen Kompromissen zu besänftigen – er muß ausgetragen werden. Daß er erfolgreich sein kann, erhellt aus einem Bericht der Zeitschrift «Tempo» (31. Dezember 1977):

In Bandung verschmutzen fünf Fabriken mit ihren Gasen die Luft. Das benachbarte Dorf Padasuka ist davon betroffen. 55 Personen leiden an Atembeschwerden und Vergiftungen. Das Dorf wendet sich an die Distriktsregierung – stößt aber auf taube Ohren. Schließlich wenden sie sich an den «Klagebriefkasten» der Studenten der Technischen Hochschule Bandung. Der Studentensenat nimmt sich der Sache an. Sie appellieren an die Führung des westjavanischen Parlamentes. Man speist sie mit Ratschlägen ab. Daraufhin versuchen sie es mit dem Regenten (Bupati) der Stadt Bandung. Er läßt die Fabriken durch ein Team untersuchen. Ergebnis: die Kabelfabrik Erwindo ist schuld an der Luftverschmutzung. Durch neue Installationen wird die Vergiftung überwunden. Schlußkommentar der Zeitschrift: Offenbar mußte der Protest des Dorfes durch das politische Gewicht der Bandunger Studenten unterstützt werden.» Der Kampf ist nötig – das Ziel ist Solidarität.

Franz Dähler, Jakarta/Luzern

<sup>3</sup> Die Artikelserie fand ein starkes positives Echo bei den Studenten, und der Autor erhielt dafür sogar eine offizielle Ehrung durch den jetzigen Präsidenten Suharto.

## Glaubensverkündigung in «missionarischer Situation»

Am 19. November 1975 haben die deutschen Bischöfe in Würzburg die Synodenvorlage «Missionarischer Dienst an der Welt» mitbeschlossen: es gab eine einzige Nein-Stimme und keine Enthaltungen. In diesem Beschlußtext wurden Grundgedanken aus dem elf Jahre älteren Missionsdekret des Zweiten Vatikanischen Konzils auf die Bundesrepublik angewandt. Endlich wurde anerkannt, daß sich auch die BRD in einer «missionarischen Situation», wenn auch eigener Art befindet. Ursache, so hieß es, sei der «Prozeß der Säkularisierung des gesamten Lebens». Man gab zu, daß «wir aus der Tradition bis heute die Kräfte und Mittel für ein gut organisiert kirchliches Leben» haben, daß aber eine «schwindende Kraft des christlichen Glaubens» in allen Lebensbereichen zu beobachten ist, «obwohl äußerlich das kirchliche Leben noch geordnet verläuft». Daraus wurde gefolgert: «Die missionarische Aufgabe im eigenen Land bewußt zu machen, gehört zu den dringlichsten Erfordernissen unserer Pastoralarbeit.» Es wurde dann auf eine Reihe weiterer Synodendokumente verwiesen, wo umschrieben sei, «wie die geforderte missionarische Wachheit für die Glaubenssituation in unserem Land sich in der Praxis auswirken kann». Die wesent-

lichste und umfassendste Folgerung aus der skizzierten Situation aber lautete: «Dieser Zustand verlangt, daß der Glaube in neuen Formen verkündet und christliches Leben neu geweckt wird.»<sup>1</sup>

Wie eine Bestätigung von alledem mußten wir es in unserem Seelsorgerkreis empfinden, als im vergangenen Herbst unter uns bekannt wurde, mit welcher Begründung ein Patient in unserem städtischen Krankenhaus darnach verlangte, wieder in die Kirche aufgenommen zu werden: Er hatte Hans Küngs «Christ sein» gelesen. Das Buch hatte in seine Situation getroffen. Er fand darin eine Antwort auf die Frage, wie man heute Christ sein oder (wieder) werden könne.

### Was ist aus der «missionarischen Wachheit» geworden?

Wir standen noch unter dem Eindruck dieser Erfahrung, als, datiert vom 17. November 1977 (also fast auf den Tag zwei Jah-

<sup>1</sup> Beschluß «Missionarischer Dienst an der Welt» Nr. 3. 4, hier zitiert nach Synode 2/1976 – Amtl. Mitteilungen der Gem. Synode der Bistümer in der BRD (Hg. Sekretariat Bonn: vgl. Anm. 2)

re nach dem Synodenbeschuß) die *Erklärung der deutschen Bischöfe* zum genannten Buch<sup>2</sup> sowohl an das Pfarramt als auch an jedes einzelne Mitglied unseres Teams (Priester, Katecheten, Pastoralassistenten) persönlich gelangte. Die pflichtgemäße Lektüre habe ich inzwischen mehrmals wiederholt. Der erste Eindruck aber wurde nur erhärtet: Diese Erklärung kontrastiert in einer Weise mit dem Synodenbeschuß, daß einer sich erstaunt fragen mag, was in den zwei Jahren aus der «missionarischen Wachheit» geworden ist oder was sich in diesem kurzen Zeitabschnitt an der Glaubenssituation in unserem Land so grundlegend geändert hat, daß die Bischöfe *jetzt* alle gemeinsam zu dieser Einschätzung von «Christ sein» kommen bzw. sich jetzt zu deren Versendung und Veröffentlichung entschließen konnten. War sie nun zwar auf das Buch bezogen ein «Spätzünder» und ist sie inzwischen auch selbst schon wieder der unmittelbaren Aktualität entzogen: die bischöfliche Erklärung scheint mir Anlaß genug für den Hinweis zu sein, daß in einer entscheidenden Grundeinsicht tatsächlich das droht oder bereits geschieht, was kürzlich die Herder-Korrespondenz (Nov. 77) – auf dem Deckel als Frage, im Innern als Tatsache – «die *verdrängte Synode*» nannte.

Dabei geht es hier nicht nur um die deutsche Synode, sondern um den vom Konzil ausgehenden, auf den heutigen Menschen bezogenen missionarischen Impuls, wie er offensichtlich noch auf der Weltsynode der Bischöfe 1974 unter dem Stichwort der «Evangelisation» zu verspüren war. Auch von der jüngsten Bischofssynode über die Katechese (Oktober 1977) war noch manches zu hören, was in dieselbe Richtung wies, so etwa wenn afrikanische Bischöfe aufgrund ihrer Situation übereinstimmend den Nachdruck weg von der Religion als «Schulfach» auf einen im Zusammenleben erfahrenen Glauben (Basisgemeinden) verlegten oder wenn der Erzbischof von Ho-Chi-Minh-Stadt, unterstützt von Jesuitengeneral Arrupe, für Christen in kommunistischen Ländern eine Glaubensbeschreibung in «marxistisch-leninistischer Sprache» forderte, damit auch in kommunistischen Gesellschaften Christus präsent werde und die Christen in ihnen eine positive Rolle spielen könnten. Andererseits riefen manche Bischöfe in einer Art wieder nach dem «integralen Glauben»,<sup>3</sup> nach dem nötigen «Glaubenswissen» und (so neuestens noch der Paderborner Erzbischof Degenhardt) nach einem «Katechismus der authentischen Lehre», daß man mehr an einen *Katalog und Besitzstand von Wahrheiten*, denn an eine *Hinführung zum Glauben* denken mußte. Gerade diese Alternative scheint nun aber auch dem Konflikt zwischen den deutschen Bischöfen und Hans Küng zugrunde zu liegen.

### Küng oder die Bischöfe: Wer trifft die Situation?

Die bischöfliche Erklärung ist an alle «in der Glaubensverkündigung Stehenden» adressiert und will sie vor bestimmten, für Küng charakteristischen, sowohl methodisch wie inhaltlich einseitigen und verkürzten Darstellungsweisen des christlichen Glaubens warnen. Die Begründung dafür lieferte allerdings nicht das Gros des unvergleichlich zahlreichen Käuferpublikums, das, wie der oben erwähnte Patient in unserem Krankenhaus, Küngs Anliegen offenbar (gemäß dessen Vorwort) dahin verstanden hat, daß mit dem Buch eine «zeitgemäße Einführung ins Christsein» geboten und «die traditionellen Glaubenssätze dem heutigen Menschen verständlich» gemacht werden sollten: Die Bischöfe haben vielmehr mit Vorzug auf andere Gruppen und Kreise gehört, nämlich auf solche, die sich in ihrem Glaubensbesitz durch Küngs Buch bedroht sahen. So gelangt die bischöfliche Erklärung zur folgenden Situationseinschätzung: «Zur bedrängenden Verunsicherung im Glauben hat Küngs «Christ sein» – wie uns oft bezeugt wird – erheblich beigetragen» (S. 4). Zu dieser Feststellung tritt am Schluß des Dokuments eine zweite, nämlich die «Überzeugung», «daß der ungeschmä-

lerte Christusglaube glaubwürdiger ist als der verkürzte Glaube, auch wenn der unverkürzte Glaube Geheimnisse enthält und aussagt» (S. 15).

Nun hat Küng seinerseits in seinem Vorwort angekündigt, der Band werde auch gerade jene Leser ansprechen, die «den Weg suchen zur unverkürzten Wahrheit von Christentum und Christsein» (S. 13), ja er meint, sein Buch sei «nun faktisch doch etwas wie eine kleine «Summe» des christlichen Glaubens geworden». Faktisch – also wohl nicht der ursprünglichen Absicht nach! Das Wort «Summe» steht zudem in Anführungszeichen: man soll also gewiß keine «Miniaturdogmatik» scholastischer Prägung erwarten. Der Satz – ein gekonntes Stück Küngscher Eigenwerbung – ist aber vom Verlag in den Klappentext und auf Prospekte gedruckt worden. Die Bischöfe haben ihn als bare Münze genommen und auf die Goldwaage gelegt: in ihren Augen ist Küng mit seinem Anspruch «über die eigenen Füße gestolpert». Wer als Autor «eine sowohl sachgemäße wie zeitgemäße Einführung ins Christsein» versucht, muß sich selbstverständlich nüchtern fragen lassen, ob ihm sein Vorhaben inhaltlich theologisch ohne Abstriche gelungen ist.

Eine größtenteils faire Untersuchung dieser Frage (ich lasse hier manch unerfreuliche Begleitmusik und Pressegefechte beiseite) haben in der 1976 erschienenen «Diskussion über Hans Küng «Christ sein»»<sup>4</sup> eine Reihe von namhaften Theologen vorgenommen: Es wiegt nicht leicht, was theologische Kollegen wie Grillmeier, Kasper, Rahner, Ratzinger (um nur einige zu nennen) an sachlichen Bedenken zur theologischen Methode, zur Christologie u.a.m. äußern. Aber eben: nachdem nun eine so intensive innertheologische Diskussion schon so lange im Gange war, fragt man sich um so mehr, was die Bischöfe – statt zur Empfehlung oder Zusendung dieser Theologenarbeit – zur Veröffentlichung einer eigenen Erklärung bewegen haben mag. Diese erreicht nämlich, obwohl doch an alle *ausgebildeten* Glaubensverkündiger gerichtet, nirgends auch nur entfernt das Niveau des Küng-Buches oder des erwähnten «Diskussions»-Bandes. Vielmehr redet sie eine völlig traditionelle Sprache, bringt eine Fülle von jedermann bekannten Zitaten aus der Hl. Schrift und den Glaubensbekenntnissen und will anscheinend nicht nur den Inhalt des Glaubens, sondern auch die herkömmlichen Formulierungen einschränken. Trifft sie damit aber die *Situation* «der in der Glaubensverkündigung Stehenden»? Diese Form der Wahrheitsfrage kann man der Erklärung der deutschen Bischöfe, die Küngs Buch auf verkürzte oder unverkürzte Wahrheit unter die Lupe nehmen, nicht erparen. Die Frage an den dazu oben (kursiv) zitierten Satz lautet kurz und bündig: *Für wen* ist die «unverkürzte» Darstellung des Christusglaubens, wie sie die Bischöfe empfehlen und anbieten, glaubwürdiger?

Die bischöfliche Erklärung behauptet zum Beispiel: «Unsere Glaubensbekenntnisse sagen klar und unmißverständlich aus, wer Jesus Christus ist» (S. 6). Wieso und wem ist das klar und unmißverständlich? Hat nicht das Zweite Vatikanische Konzil (GS 62) eingeschärft, man müsse eine Glaubenswahrheit von ihrer Aussageweise unterscheiden? Und muß nicht jeder Theologiestudent erst tief in die geschichtlichen Hintergründe und philosophischen Voraussetzungen eindringen, wenn er beispielsweise die christologischen Bekenntnisse der Konzilien von Nikaia und Chalkedon angemessen verstehen will? Denn die unbesehene Übertragung von Titeln wie «Sohn», «Person» usw. aus der menschlichen Begriffswelt in die Glaubensbekenntnisse und -vorstellungen stellt das Christentum zwangsläufig in eine Reihe mit den Göttermythen der Welt, die der aufgeklärte Zeitgenosse nur noch amüsiert zur Kenntnis nimmt.

Dem «Ghostwriter» der bischöflichen Erklärung scheinen diese Dinge kaum bewußt gewesen zu sein. Wie sonst hätte er einen Satz wie den folgenden verfaßt: «Abraham, der bereit war, seinen einzigen Sohn Isaak zu opfern, ist nur ein schwaches Vorbild des Handelns des himmlischen Vaters. Denn zu

<sup>2</sup> Erklärung zu dem Buch «Christ sein» von Professor Dr. Hans Küng – Sonderdruck der Schriftenreihe «Die deutschen Bischöfe» Heft 13. Hg: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn. – Hans Küng, Christ sein, Piper-Verlag, München 1974.

<sup>3</sup> Vgl. dazu Raymond Schwager, Glaube weckt Glauben, Orientierung Nr. 1/1978, S. 8ff. Das Anliegen Schwagers, dessen Beitrag ich erst nach der Niederschrift dieses Artikels einsehen konnte, deckt sich weitgehend mit dem meinen: es wird hier aus konkretem Anlaß weitergeführt und auf unsere Situation in der BRD bezogen.

<sup>4</sup> Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz

Abraham sprach der Engel vom Himmel: «Lege nicht Hand an den Knaben und tu ihm nichts zuleide» (Gen 22, 12). Aber der himmlische Vater hält nicht ein, er gibt den einzigen Sohn, sein Liebstes, und damit sich selbst für uns dahin» (S. 10). Ist eine solche naiv-anthropomorphe Redeweise etwa «unmißverständlich»? Klärt oder verdunkelt sie eher den christologischen Sinn des «Sohn»-Begriffs? Muß nicht die genauere Sohnesqualität Jesu theologisch präzisiert werden, bevor man «klar und unmißverständlich» behaupten kann, «damit» (nämlich durch «sein Liebstes») gebe Gott «sich selbst für uns dahin»? Liebe der obige Vergleich nicht auch boshafte Schlüsse zu – etwa derart, der Gott Abrahams müsse ein anderer – eben: menschenfreundlicher – Gott sein als der «himmlische Vater» der Bischöfe ...? Oder Abraham hätte nur dann verdient, «ein schwaches Vorausbild» genannt zu werden, wenn er seinen einzigen Sohn Isaak tatsächlich geopfert hätte ...? Der methodische Mangel der bischöflichen Erklärung liegt hier darin, daß jede geschichtliche und theologische Vermittlung ausgespart wird, die eine Verbindung jenes alttestamentlichen Textes mit einem dogmatischen Interesse des 20. Jahrhunderts ermöglichen würde.

Eine andere Formulierung jener bischöflichen Erklärung betont, «daß Jesus als der Christus nicht so unser Herr sein könnte, wie er es ist, wenn der Mensch Jesus nicht so mit dem göttlichen Sohn geeint wäre, daß in ihm Gott selbst und seine heilshafte Herrschaft gegenwärtig und wirksam wäre» (S. 7). Jeder Theologe weiß, daß sich hinter solchen schwierigen Formulierungen der Tradition Abgründe auftun – «ein großes Geheimnis», sagen mit Recht auch die Bischöfe –, Formulierungen, denen es zwar nicht an Rechtgläubigkeit, heute wohl aber an Verkündbarkeit und didaktischer Vermittlung in der «Glaubensverkündigung» fehlt. Und doch muß es den deutschen Bischöfen, nicht weniger als Küng, um die glaubwürdige Verkündigung des christlichen Glaubens heute gehen.

### Auswahl unter missionarischem Aspekt

Das Konzil hat den Theologen aufgetragen, «unter Wahrung der der Theologie eigenen Methoden und Erfordernisse nach einer geeigneteren Weise zu suchen, die Lehre des Glaubens den Menschen ihrer Zeit zu vermitteln».<sup>5</sup> Hätten die Bischöfe dieses Bemühen Küngs nicht öffentlich würdigen müssen, statt nur beiläufig die «pastorale Zielsetzung» des Küng-Buches anzuerkennen und diese Anerkennung mit dem Vorwurf der Verkürzung des Glaubens zu paaren? Dieser Vorwurf, sie verkürzten die christliche Wahrheit und machten den Menschen zum Maß der Glaubensinhalte, ist übrigens auch während und nach der Würzburger Synode von Gegnern gerade solcher Dokumente erhoben worden, die die «missionarische Situation» in der Bundesrepublik reflektieren.<sup>6</sup> Insgesamt geschieht dies in 13 von 18 Synodenbeschlüssen: Die eingangs zitierte Vorlage «Missionarischer Dienst in der Welt» verweist in der Anmerkung zum angeführten Zitat u. a. auf die Beschlüsse über die «Hoffnung», über «Jugendarbeit» und über «Religionsunterricht». Der Beschluß «Unsere Hoffnung» hat den Vorwurf der Verkürzung aber trefflich pariert. Ausdrücklich heißt es da in der Einleitung, es werde hier «vom Inhalt und Grund unserer Hoffnung ... nur in ... Auswahl» gesprochen. Also nicht jede unvermeidlich einseitige und verkürzende «Auswahl» aus dem Glaubensgut darf Häresie genannt werden: es gibt vielmehr auch Auswahl unter missionarischem Aspekt. Daher erläutert jener Beschluß: «Wir wollen von dem sprechen, was uns hier und jetzt notwendig erscheint – vor allem im Blick auf unsere Lebenswelt in der BRD»!

Mit dem selben Blick, d. h. eben angesichts unserer «missionarischen Situation in der BRD» können wir «in der Glaubensverkündigung Stehenden» m. E. von der Küng-Lektüre nicht wenig lernen für die Art, wie man viele Menschen, die aus der Kirche (wie die Synode sagt) lautlos ausgezogen sind, ansprechen und für das Christentum wieder interessieren kann. Mit einer so verstandenen Wertschätzung hätten auch die deutschen Bischöfe jene «missionarische Wachheit» demonstrieren können, die ihnen nun ob ihrer Erklärung auch von seriösen Pressekommentaren abgesprochen worden ist. Eine theologische Diskussion über Küngs Buch «Christ sein» ist damit selbstver-

ständig nicht ausgeschlossen. Aber entscheidend ist die Perspektive, unter der gewertet und diskutiert wird! Ratzinger ist, soweit ich sehe, der einzige, der in dem erwähnten Diskussionsband an diese Frage rührt. Er fragt, ob man Küngs Buch nicht als «Präkatechese», als «Summa pro paganis» auffassen könne, als «Summe für die Heiden» also, «die hier in den weiten Raum der kirchlich nahezu unerreichbaren Pagani der Gegenwart ausstrahlt» (a. a. O. 18). Ratzingers Vorschlag macht freilich eher den Eindruck einer Good-Will-Geste, seine Optik bleibt zudem hinter der Einsicht der Synode zurück, daß die «Auswirkungen» des Säkularisierungsprozesses «auch die Kirche erfaßt und die Situation, in der heute geglaubt wird, tiefgreifend verändert (haben)» (3. 4). Gerade diesen Umstand scheint Küng erfaßt zu haben; sein Buch will diese Glaubenssituation angehen. Ob und wie weit das gelungen ist, das ist eine ganz andere Frage, die natürlich durch das Plebiszit der Käufer (und – Leser?) nicht allein entschieden werden kann.

Kein Streitpunkt liegt auch in der Feststellung, daß es neben Küng einige andere Theologen gibt (vor allem wohl Rahner), die eine Theologie mit vordringlich missionarischer Ausrichtung treiben.

### Von den jungen Kirchen lernen

Freilich bleibt die Frage: Wie weit ist die von der Synode herausgestellte «missionarische Situation» Allgemeingut im Bewußtsein der «in der Glaubensverkündigung Stehenden» in der BRD? In ihrem Schlußwort erklärt die Synode: «Der Dank der Synode gilt nicht zuletzt den jungen Kirchen für ihr Glaubenszeugnis. Es ermutigt uns zum missionarischen Dienst im eigenen Land».<sup>7</sup> Ein kritischer Beobachter des kirchlichen Lebens in der BRD kann den Eindruck gewinnen, daß diesem schönen Synodenwort nur wenig Realität entspricht – eben weil «äußerlich das kirchliche Leben noch geordnet verläuft» (Synode), obwohl selbst diese Feststellung noch zu hoch greift ... Wo schickt man sich denn an, aus den Erfahrungen und Zeugnissen der jungen Kirchen tatsächlich zu lernen, wie die Synode sich das vorstellt (3. 4)? Solche Zeugnisse bieten sich ja an, wenn man sie hören will.

Ich erwähne statt anderer die Ausführungen des afrikanischen Jesuitenpaters *Boka di Mpati Londi* über «die jungen afrikanischen Kirchen vor der Frage nach ihrer Authentizität».<sup>8</sup> Der Verfasser hebt die in Zentralafrika vorherrschende Mittlerstellung der heiligen Ahnen in der traditionellen Religionsform hervor: «Gott mag wohl die Quelle des Lebens sein, aber dieses gelangt nur durch die uns verbundenen Eltern, durch die Übermittlung des Lebens an die Ahnen zu uns. Gleicherweise erreichen uns die Güter, deren Ursache Gott ist, nur über die Ahnen oder durch deren Fürbitte».<sup>9</sup> Dies ergänzend erläuterte mir ein (in Kamerun tätiger) Afrikamissionar die Überlegungen seines katechetischen Teams: Christologie vor dem geschichteten Verständnishorizont müsse wohl versuchen, den ganz in der Clangemeinschaft verwurzelten Menschen Zentralafrikas Christus nahezubringen als den ganz nahe bei Gott lebenden «Urahn». Die Hermeneutik ist schwierig, doch wird ein mitteleuropäischer Theologe aufgrund seines mangelhaften Einfühlungsvermögens wohl noch zusätzlich in seinem Eindruck bestärkt werden, daß ein solcher Titel die Heilsbedeutung Jesu nur sehr verkürzt wiedergeben könne.

Ein anderes, fast zufällig gebotenes Beispiel: In einem Vortrag, den die FAZ am 25. 10. 1977 (S. 10) abdruckte, entwarf der (inzwischen verhaftete) lutherische Bischof *Dr. M. Buthelezi* die «missionarische Perspektive» der sogenannten «Schwarzen Theologie» innerhalb der südafrikanischen Szene. Die erlösende Bedeutung Christi sieht diese «Schwarze Theologie» in der von Christus gestifteten Versöhnung zwischen Gott und Mensch und in der Zusammenfassung der Menschheit in der Gemeinschaft des einen Leibes unter Christus als Haupt (also paulinische Christologie). Das Heil, das Christus bringt, zeige sich hier (also sehr ortsgebunden!) als Befreiung aus Rassentrennung und -konflikt, Sicherheitsangst und Apartheidpolitik. Der «ewige, unerschaffene Sohn Gottes» taucht in diesem Entwurf einer «Schwarzen Theologie» (wie sie auch von M. L. King stammen könnte)

<sup>7</sup> Vgl. Anm. I, Nr. 11.1

<sup>8</sup> In: Geist und Leben 4 (50) 268–277/vgl. auch ders., Religion im alten und neuen Afrika, in: Orientierung 17 (41) 178–180!

<sup>9</sup> In: Orientierung (vgl. Anm. 8), S. 178

<sup>5</sup> Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes* (GS) Nr. 62

<sup>6</sup> Vgl. Manfred Plate, Das deutsche Konzil (Herder Fr.-Bs-Wn 1975), S. 71, 186 u. a.

überhaupt nicht auf. Ihre Optik kann man natürlich auch als Verkürzung der Wahrheit des Glaubens denunzieren<sup>10</sup>.

Aber was berechtigt denn, daß die *systematische* Perspektive dominieren müsse? Ist nicht viel eher die *missionarische* Perspektive das Gebot der Stunde – was sage ich – nein, vielmehr Gebot und Maßstab kirchlicher Glaubensverkündigung überhaupt? Also der Ansatz bei der sich hier und jetzt unmittelbar zeigenden Erlösungsbedürftigkeit – vorausgesetzt nur, daß der missionarische Ansatz ein «offenes System» bleibt –? Wie anders sollte eine Glaubensverkündigung glaubwürdig sein können, als indem sie die Entäußerung des johanneischen Christus bezeugt und abbildet: «Eine größere Liebe kann niemand aufbringen, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde» (Joh 15, 13)!

Wenn diese «Freunde Christi» jedoch in einer Situation sind, wo sie nur noch für eine menschenwürdige, von Unterdrückung freie Gesellschaft kämpfen können, wie derzeit etwa in Ländern Lateinamerikas, so ist es eine missionarische Notwendigkeit, diesen Menschen Christus als ihren Befreier zu verkünden, und bedeutet es einen Mangel an der von der Synode geforderten Dankbarkeit für das Glaubenszeugnis der jungen Kirchen, wenn gewisse kirchliche Kreise in der BRD, ähnlich wie bei Küng, in dieser «Befreiungstheologie» vor allem nach Häresien fahnden<sup>11</sup>.

### Glauben am Rockzipfel Christi

Wenn Jesus den Messias-Titel, also den Christus-Titel (und andere) für sich ablehnte, so tat er es doch nicht, um den Theologen Fingerzeige für die «richtigen» Hoheitstitel in die Hände zu spielen, sondern zu dem einzigen Zweck, sich jeder Festlegung auf bestimmte Formeln, Etikette und Vorstellungen zu entziehen, die ihn für Parteien vereinnahmt und von anderen Menschen getrennt hätten; zu dem einzigen Zweck also, sich jedem Menschen, der sich an ihn wandte, selbst ungeteilt zuwenden zu können!

Eines der rührendsten Dokumente dafür ist die Erzählung von der blutflüssigen Frau (Mk 5, 25–34 Par). Die folgende Texterklärung beeindruckt durch ihre Lebenswahrheit:

«Der Glaube der blutflüssigen Frau scheint von geringer Freiheit getragen; da ist kaum viel mehr als ein «magischer Rest». Aber in ihrer Not ... sucht sie, wenn auch auf der niedersten Stufe, den «Kontakt» mit dem Propheten aus Nazaret. – Jesus «löscht den glimmenden Docht nicht aus» (Jes 42, 3), sondern gibt diesem unklar nach Heil verlangenden Menschen durch die leibliche Hei-

<sup>10</sup> Der Kommentator der FAZ sieht auch hier den «problematischen» Versuch am Werk, aus dem Evangelium «politische Befreiungslehren» abzuleiten.

<sup>11</sup> Vgl. Orientierung 23/24 (41) S. 252! Auszunehmen von solcher Polemik ist allerdings der mitabgedruckte, wohlthuend aufgeschlossene und ausgewogene Beitrag von K. Lehmann.

*Anmerkung der Redaktion:* Der Hinweis auf unseren Bericht auf S. 251ff. des letzten Jahrgangs (Deutscher Streit um die *Theologie der Befreiung*) sowie eine Ende Januar erhaltene, dokumentierte *Zuschrift* veranlassen uns, ergänzend darauf hinzuweisen, daß eine differenziertere Äußerung über die Theologie der Befreiung (im Plural) von Bischof Hengsbach nicht erst auf der Pressekongresskonferenz vom Dezember, sondern 5 Monate früher auf einer Sitzung der Bischöflichen Kommission für Lateinamerika vorgelegt wurde. Eine «Adveniat»-Dokumentation zur ganzen Kontroverse enthält als Beleg einen längeren Bericht aus «KNA-Welt Kirche Aktuell» (Nr. 77 vom 11. Juli 1977). Obwohl dieser zweite Bericht über die Eindrücke Bischof Hengsbachs von Lateinamerika im gesamten Tenor erfreulich vom ersten abwich, hält es schwer, darin eine angemessene, für die Öffentlichkeit *vernehmliche* Richtigstellung der von KNA (tägl. Dienst Nr. 111) am 13. Mai spektakulär verbreiteten und weiterhin abgedruckten Pauschaldiskriminierung (Titelzeile: «Theologie der Befreiung führt ins Nichts») zu sehen: Zwei Monate ließ man vorübergehen, der zweite Bericht erschien nicht im täglichen Dienst (ungleiche Verbreitung), und weder im Text, noch viel weniger im Titel («Kirche hat den Glauben zu verkünden») wurde auf die frühere Äußerung des Bischofs Bezug genommen. Daß die differenziertere Darstellung de facto kaum bekannt wurde, dürfte mit ein Grund sein, daß dann auch noch das «Memorandum» (der «Professoren») bedauerlicherweise nur von «Theologie der Befreiung» im Singular sprach. Es steht außer Frage, daß einer als deutscher Bischof, wäre er über die (allenfalls überzogene) Wiedergabe seiner ersten Äußerung ernstlich unwillig gewesen, von KNA eine sofortige und formelle Richtigstellung im gleichen Dienst hätte verlangen können.

lung einen Halt für sein Vertrauen und führt im Dialog zu einem echten Glauben weiter: «Tochter, dein Glaube hat dich heil gemacht». – Nun erst beginnt für die Geheilte die eigentliche Geschichte ihres Glaubens. Mag sein, daß am Ende eine Haltung stehen wird, die selig genannt wird, weil man in ihr «nicht sieht und doch glaubt» (Joh 20, 29)<sup>12</sup>

Der theologische Intellektualismus hierzulande vergißt allzu oft, daß die Not vieler Menschen sie beim Aufschauen zu Christus nur bis zu dem Gedanken kommen läßt: Wenn ich auch nur sein Gewand berühre, werde ich geheilt» (Mk 5, 28). Einem nachdenklichen Beobachter des Verhaltens der Gläubigen an den Heiligen Stätten in Palästina, Rom, Lourdes u. a. muß das auffallen. Die Glaubensverkündigung muß sich daher aus pastoraler Sorge möglichst viele Schriften und Bücher wünschen, mit deren Lesehilfe suchende Menschen wenigstens (!) den Saum des Gewandes Jesu ertasten können. Eine Glaubensverkündigung aber, die ungeachtet der «missionarischen Situation» den Menschen ständig Bekenntnisse zu dogmatischen Endprodukten abringen will, wird die Glaubensbereiten um ihre eigentliche Glaubenschance bringen: um die Chance, sich im Glauben anzuvertrauen!

Wenn also – in jener «Erklärung» der deutschen Bischöfe – diese ihre «Überzeugung» betonen, «daß der ungeschmälerte Christusglaube glaubwürdiger ist als der verkürzte Glaube, auch wenn der unverkürzte Glaube Geheimnisse enthält und aussagt» (S. 15), so erscheint diese Überzeugung zu sehr aus der Vogelperspektive der «*beati possidentes*» formuliert: aus dem Blickwinkel derer, die die ganze Theologie mitsamt ihren Höhenflügen «besitzen». Die Feststellung der Bischöfe ist natürlich richtig, solange man sie nicht mit einem Grundsatz für Glaubensverkündigung in missionarischer Situation verwechselt. Ratzinger zitiert selbst jenen Leitsatz frühchristlicher Katechese: «Nunc de mysteriis dicere tempus admonet» (Ambrosius). Schon die Alten hatten also die Weisheit, warten zu können, und Menschen, die sich auf den Glauben an Christus einlassen wollten, erst allmählich dessen Geheimnischarakter mystagogisch zu erschließen. Daß Küngs Buch diese Dimension offenhalte, bezweifelt Ratzinger; das ist aber eine Frage für sich. Wenn die Bischöfe aber so sehr «auf dem Bekenntnis zur Ganzheit des Christusglaubens und zu allen damit verbundenen Glaubensinhalten (bestehen)» (ebd.), so scheint das darauf hinzudeuten, daß sie im Rahmen des Christseins dem Fürwahrhalten der formulierten Glaubensbekenntnisse den Vorrang einräumen. Ist denn aber die häufige Unwirksamkeit unserer Glaubensverkündigung nicht zum guten Teil darauf zurückzuführen, daß wir die Verkündigung des Evangeliums *verwechseln oder gleichsetzen* mit Verkündigung von Theologie (und sei diese auch katechismusartig «popularisiert»), diesen wichtigen Unterschied aber gar nicht merken oder einfach überspielen?

### Die Überlegenheit der Evangelisten

In seinem lesenswerten Beitrag «Sohn Gottes. Überlegungen zur kirchlichen Verkündigung»<sup>13</sup> entschlüsselt H. Kahlefeld behutsam und kenntnisreich das in den neutestamentlichen Zeugnissen offenbare, liebevolle Eindringen in die Tiefe des

<sup>12</sup> J. Mayer-Scheu, in: Kahlefeld-Knoch, *Die Evangelien 3/Lesejahr B* (Frankfurt-Stuttgart 1970) S. 392

<sup>13</sup> In *ThQ* 154 (1974) 266–278! Vgl. vom Vf. dazu auch neuestens *Bethlehem – Gedanken um die weihnachtlichen Evangelien* (Frankfurt a. M. 1977). Man könnte darüber auch noch hinaus fragen. Was bedeutet es christologisch und heilstheologisch, wenn Juden wie Buber und Schalom Ben Chorin Jesus als «Bruder» bekennen, in einem Bekenntnis, das die unvergleichliche Eigenart Jesu gänzlich aus der jüdischen Glaubenstradition heraus sichtbar macht? Hier ist ebenso dogmatisch nicht faßbare Glaubensgeschichte am Werk wie etwa bei R. Garaudy, der sich, ohne seine marxistischen Grundüberzeugungen zu verleugnen, heute als Christ bekennt (vgl. dazu K. Fischer, in: *Orientierung* 20 [40] 214ff.). Für eine missionarische Glaubensverkündigung kann dabei die heute weitverbreitete antikommunistische Polemik ebenso wenig ein «Stopschild» sein wie die zeitgeschichtlich bedingte antijüdische Polemik der Evangelien.

Geheimnisses, das den Menschen in der Gestalt Jesu von Nazareth nahegetreten ist. Dabei erscheint gerade für den Würdenamen «Sohn Gottes» eine Fülle von Ansätzen, Vorstellungen, Klärungen, Bedeutungen je nach den christo-logischen Gesichtspunkten, die ja nur Tastversuche in den Raum des eigentlich Unsagbaren sind. Nicht zuletzt in den Weihnachtsevangelien läßt sich das gut sichtbar machen. Daraus folgt aber auch, daß die systematisierende Vereinnahmung neutestamentlicher Zitate, wie in traditionellen Dogmatiken geschehen, das Gesamtzeugnis des NT seiner glaubensgeschichtlichen und didaktischen Dynamik beraubt. Die dogmatische Fixierung bestimmter Interpretamente des biblischen Christuszeugnisses mag ihre historischen Anlässe haben, darf aber weder beanspruchen, wie das meist geschieht, *an die Stelle* des neutestamentlichen Christuszeugnisses treten zu können (dafür ist dieses zu reich), *noch* der Täuschung erliegen, selbst schon «Glaubensverkündigung» zu sein! Da die Glaubensverkündigung das Anliegen hat, «in den Binnenraum des Christusheils zu führen», wie Kahlefeld formuliert, und da die neutestamentlichen Zeugnisse dasselbe Anliegen haben, «bieten sie ein ernstzunehmendes, ja das *maßgebliche didaktische Modell*. Es hat den unvergleichlichen Vorzug, nicht systematisch entworfen, sondern aus einer Glaubensgeschichte hervorgegangen zu sein!» Dann aber ist die Frage nicht mehr zu vermeiden, die Kahlefeld ausdrücklich stellt, nämlich ob eine Glaubensverkündigung, die dem NT gerecht werden will, nicht von der Art sein müsse, daß sie es dem Suchenden ermöglicht, an gewissen «Haltepunkten» des Christuszeugnisses zu verweilen, sofern er weitergehende Erkenntnis nicht mißachtet; und ob es «in dem Missionsland, das wir sind und um uns haben», nicht möglich und richtig sei, einen Suchenden als Christusgläubigen anzuerkennen, der z. B. im Sinne jener frühen Taufformel zu dem Bekenntnis Christi als des «Kyrios panton» (Röm 10, 12) vorgedrungen ist. Eben dies entspräche dem NT selbst, das ja gerade kein dogmatisches Lehrbuch (zum Verdruss so mancher systematischer Denker), sondern eine Sammlung von Textzeugnissen ist, die «den Zugang zum Geheimnis Jesu» auch für solche offenhält, die sich ihm Stufe um Stufe redlich zu nähern suchen.

Es ist ein nicht unbedeutender Vorzug der Evangelisten, daß sie den späteren Dogmatikern an geistlicher Einsicht und pastoralem Gespür immer überlegen sind. Bringen wir uns in Erinnerung, was ihnen an Jesu Begegnung mit der kranken Frau auffällt! Obwohl nach ihrer Darstellung die Jünger, die ja so manchesmal Menschen von Jesus fernhalten wollten, in dem breiten Interesse der Leute an Jesus nur «Volksgedränge» sehen können, sagt Jesus: «Jemand (von den Andrängenden) hat mein Gewand *berührt!*» Und aus dem Gedränge löst sich zitternd die Frau; fällt vor Jesus nieder, und er nimmt ihren Glauben (ihre Art zu glauben) an. Die Evangelisten erwähnen nicht, ob den Jüngern an dieser Stelle ein Licht aufgegangen ist. Immerhin schien Lukas es für wichtig oder nützlich zu halten, die Jünger, wie Markus sie nennt, deutlicher als «Petrus und seine Gefährten» zu kennzeichnen.

### Theologie der Armen: Die Chance der Entäußerung

Das skizzierte Anliegen hat ein missionarischer Theologe von Weltrang, *Raimundo Panikkar*, schon während des Konzils zusammengefaßt: «Unsere heutige Situation verlangt aber, *einerseits* das Gewand mit dem Innenleib nicht zu identifizieren und *andererseits*, das kulturelle und sogar theologische Kleid nicht als eine ein für alle Mal gültige Form aufzufassen ... Die Vermählung zwischen Christentum und Mittelmeerkulturen mag providentiell gewesen sein; die abendländischen Geistes-kategorien mögen vielleicht sogar die geeignetsten sein. Es bleibt aber die Tatsache bestehen, daß die frohe Botschaft auch den Armen, gerade den «Unterentwickelten», auch den im Geiste Unterentwickelten, zugänglich werden soll. Das Christentum braucht sein großartiges kulturelles Erbe nicht zu verleugnen,

muß sich aber von ihm unterscheiden ... «Wer sein Leben nicht verliert» ... «Wenn das Samenkorn nicht stirbt» ... Wäre es zu gewagt, diese dem Christentum gewiß nicht unbekanntem Forderungen auch für die Kirche, ja gerade für die Kirche – sponsa, die Braut Christi – als anwendbar zu betrachten?! Die große Chance des Christentums in unserer Zeit besteht m. E. gerade darin, wieder wie der Meister Sklavengestalt anzunehmen und *freiwillig* jene *Kenosis*, jene Ent-äußerung zu voll-ziehen – wiederum das Paradox des Kreuzes –, bevor der Herr der Geschichte und des Christentums nicht feindlichen Heeren es überläßt, die Kirche, das neue Israel, auf seine wahre Aufgabe und Chance zu stoßen und hinzuweisen»<sup>14</sup>.

Klaus P. Fischer, Heidelberg

<sup>14</sup> R. Panikkar, Die vielen Götter und der eine Herr (Weilheim/Obb. 1963) S. 128f.

DER AUTOR Dr. Klaus P. Fischer ist Mitglied des Oratoriums vom Hl. Philipp Neri in Heidelberg, Religionslehrer am Gymnasium und auch in der Erwachsenenbildung und am Rundfunk tätig. Sein Buch «Der Mensch als Geheimnis» wurde im letzten Jhg. S. 84 besprochen. Neuestens ist in der Reihe der Theologischen Meditationen (Benziger-Verlag) von ihm das Heft «Zufall oder Fügung?» erschienen.

## Zur Atomdiskussion

Zum Artikel von Paul Erbrich «Darf man Atomkraftwerke bauen?» in Nr. 21, Seite 229ff. des letzten Jahrgangs haben wir bereits in Nr. 23/24 zwei Leserbriefe abgedruckt, die sich weitgehend mit Erbrichs Auffassungen deckten. Hier kommt nun die Gegenseite zu Wort. Die *Zuschrift* von E. Onstein haben wir in vier Abschnitte A–D gegliedert und die entsprechenden Bemerkungen in der *Replik* von P. Erbrich mit den gleichen Buchstaben bezeichnet. Auf die beiden früheren Leserbriefe geht er nur beiläufig ein. Die Diskussion tangiert gewiß ein hohes Maß von Fachwissen. Andererseits dürfte jeder Leser spüren, daß die anstehenden politischen Optionen sehr komplexe, mit reinem Spezialistentum nicht zu bewältigende Zusammenhänge berühren. Tatsächlich verlagert sich die Diskussion mehr und mehr aus dem Bereich des Wissenschaftlich/Technischen in den Bereich der ethischen Verantwortbarkeit. Was aber die *Alternativen* und das *Energiesparen* betrifft, so sei auf die erfolgreiche Erfahrung von 20-Produktionsbetrieben des Migros-Genossenschaftsbundes verwiesen: sie sind veröffentlicht in «Ein nationaler Energiesparplan» und wurden auf einer Tagung des «Ökumenischen Forums» über «Energie und Arbeitsplätze» in Gwatt (Jan. 1978) diskutiert. Vom gleichen Forum ging die Initiative «Welche Schweiz morgen?» – Auf dem Weg zu einem neuen Lebensstil» aus (Orientierung 1977/22, S. 246f.). Kontaktadresse: B. Holtz, Postfach 13, CH-1700 Fribourg.

Die Redaktion

### Zuschrift:

Herr Erbrich beginnt mit der Beantwortung seiner sich gestellten Frage zunächst recht sachlich; im weiteren Verlauf werden jedoch immer mehr Annahmen und nicht haltbare Argumente ins Feld geführt, die zum Schluß in seinen «Alternativen» den unbedarften Leser in eine nicht vertretbare Richtung führen.

Im einzelnen Folgendes:

A. Es wird richtig festgestellt, daß die zusätzliche Gesamtbelastung der Bevölkerung durch Atomkraftwerke (AKWs) weniger als 1 mrem<sup>1</sup> beträgt. Dieser Wert beinhaltet auch die inkorporierte Strahlung. Bei einer mittleren natürlichen Belastung in Europa von ca. 200 mrem (schwankend zwischen 60 und gr. 350 mrem) ist es gerechtfertigt zu fragen: Wenn die Menschheit in 100 000 Jahren Dauertest diese Strahlenbelastung überstanden hat, sollte dann das zusätzliche 1 mrem nun auf einmal Auswirkungen zeigen?

B. Die genetische Beeinträchtigung, die angeblich im Staate New York festgestellt wurde, dürfte angezweifelt werden kön-

<sup>1</sup>mrem (= röntgen equivalent men) Maßeinheit für die Wirkung der Strahlung auf den lebenden Organismus

mrem/a = millirem per annum = Tausendstel rem im Jahr (Red.)

nen. Ich möchte in diesem Zusammenhang auf die Veröffentlichungen von *Gopal Ayengar* verweisen, der in Kerala (Indien) vom Institut für Strahlenforschung aus umfangreiche Untersuchungen vorgenommen hat. Dieses Gebiet wurde gewählt, da dort auf Grund der Thoriumlager im Boden die natürliche Strahlenbelastung im Mittel 1000–1500 mrem/a, maximal bis 4000 mrem/a<sup>1</sup>, beträgt. Vergleiche mit anderen Gegenden (Häufigkeit von Mongolismusfällen usw.) haben keinen Nachweis einer genetischen Schädigung erbracht.

Die international festgelegte Grenzdosis von 170 (bzw. in der BRD von 30) mrem/a zusätzlich ist daher vertretbar. Bleibt die Frage nach der Überwachung dieser Grenzdosis. In den heute freigegebenen AKWs wird die an die Atmosphäre abgegebene Strahlungsdosis unterhalb einer gewissen Konzentration registriert, oberhalb dieses Wertes nach ausgezählten Nukliden. Die Meßstreifen werden von der zuständigen Behörde kontrolliert.

Die zitierten Angaben über die Belastung am Zaun der MZFR<sup>2</sup> Karlsruhe sind nicht unbekannt und die zugehörigen «Untersuchungen» auch nicht. In die Kategorie dieser Argumente gehören auch wohl die 2000 Schweißer einer amerikanischen Anlage des Jahres 1963. Diese Dinge müssen doch wohl historisch gesehen werden, wie man etwa die Strahlenschädigungen an den Mitarbeitern von Prof. Röntgen (ich denke da an Prof. Friedr. Dessauer mit über 100 Operationen) ja auch nicht zum Anlaß genommen hat, die Entwicklung der Röntgentechnik zu verteuern.

### Plutonium (Pu)-Ökonomie

C. Zum Abschnitt Pu-Ökonomie ist folgendes zu bemerken: Das wirtschaftlich gewinnbare Uran reicht erheblich weiter als 30 Jahre. Die heute bekannten «Vorräte» umfassen nur die Vorkommen, über die umfangreiche Kenntnisse vorliegen und bei denen der Abbau mit heutigen Techniken innerhalb bestimmter Kostenklassen (15–30 Dollar/lb. U<sub>3</sub>O<sub>8</sub>) gesichert ist. Dieses Kenntnis ist zu sehen vor dem Hintergrund der relativen intensiven Prospektion für Kernwaffen bis ca. 1950.

Nach einer Studie der Bundesanstalt für Geowissenschaft und Rohstoffe (BGR) heißt es (Umschau 8/77): Selbst wenn nur 0,1 % von den tatsächlichen Uranvorkommen gewinnbar wären gegenüber etwa 10 % bei den fossilen Energieträgern, dann wäre schon mit den Leichtwasserreaktoren eine 10mal größere potentielle Erschließung als bei den fossilen Rohstoffen vorhanden; bei Einsatz von Brütern das 50fache, d.h. eine 500mal größere.

Hinzu kommt noch, daß auch bei weiterem Anstieg des Uranpreises, z. B. um 50 Dollar/lb., die Wirtschaftlichkeit nicht in Frage gestellt ist. Für die 80er Jahre und Grundlastbetrieb errechnet das BMFT<sup>3</sup> einen Vorteil von 3 Pfg/kWh und das BMWI<sup>3</sup> in den letzten Veröffentlichungen sogar 5 Pfg/kWh (gegenüber der Kohle).

Zu Plutonium 239 und seinen Gefahren folgendes:

Die richtige Einschätzung sollte von folgenden Überlegungen ausgehen:

► Die Alphastrahlung kann mit einem Blatt Papier abgeschirmt werden, was ja im wesentlichen die menschliche Haut nachvollzieht.

► Die meist vorliegenden schwerlöslichen Verbindungen (PuO<sub>2</sub>) werden fast vollständig aus dem Körper ausgeschieden. Selbst von löslichen (Pu(NO<sub>3</sub>)<sub>4</sub>) gelangen nur 0,003 % über den Magen-Darm-Trakt ins Blut. Bei Inhalation von PuO<sub>2</sub> gelangen nur 40 % innerhalb von 10 Tagen zur Ausscheidung.

► Freigesetztes Pu schlägt sich unter Bildung von Polymeren sehr rasch nieder. Davon werden 10<sup>-6</sup> wieder im Schnitt resuspendiert. Das Pu bleibt an der Stelle des Niederschlags trotz Zutritt von Wasser. Bestätigung dafür ist der 500 000 Jahre arbeitende «Naturreaktor» von Oklo, Gabun.

<sup>2</sup> Mehrzweckforschungsreaktor

<sup>3</sup> Bundesministerium (BM) für Forschung und Technologie (FT) bzw. für Wirtschaft (WI).

► Über die Auswirkungen von Pu im menschlichen Körper gibt es zur Zeit Modellrechnungen, etwa mit dem Ergebnis, daß z. B. bei der Freisetzung von 20 g Pu in einer Großstadt im Mittel 1 Krebsfall auftreten würde. Es gilt die Einschränkung, daß bei der Vielzahl von Einflußgrößen Änderungen um den Faktor 10 möglich sind. Weiterhin gilt die Annahme, daß bei der Freisetzung keine Vorwarnungen und Maßnahmen erfolgen. (Die Veröffentlichungen von Tamplin und Cochran sind nicht stichhaltig, sie wurden von den Autoren weitgehend selbst widerrufen.)

*Beispiel:* In Los Alamos atmeten 1944/45 25 Arbeiter Pu-Staub ein. Durchschnittliche Anfangsaktivität in der Lunge wird auf  $4 \times 10^{-7}$  Ci geschätzt<sup>4</sup>. (maximal zulässig:  $1,6 \times 10^{-8}$  Ci) Die vorzitierten Modellrechnungen ergeben eine 40 % Wahrscheinlichkeit für das Auftreten eines Krebsfalles bis 1977. Nach Tamplin und Cochran wären im Schnitt 200 Krebsfälle pro Person zu erwarten gewesen. Festgestellt wurde bisher trotz wiederholter Untersuchungen kein Fall von Krebs.

► Gegenmaßnahmen sind auf Grund der guten Meßbarkeit bei Pu-Befall möglich. Eine Dekontamination ist leicht durchführbar, wie sich beim Absturz von US-Bombern 66 in Spanien und 68 in Grönland zeigte. Es wurden mehrere Kg Pu freigesetzt, z. T. verdampft durch Kerosinbrand. Durch Dekontamination waren die Flächen (2,3 und 0,1 km<sup>2</sup>) in wenigen Wochen ohne Einschränkung wieder landwirtschaftlich nutzbar.

Daraus folgt:

1. Es gibt kein Anzeichen dafür, daß eine Verringerung der in Luft und Wasser zugelassenen Pu-Konzentrationen notwendig wäre.

2. Obwohl Pu ein starkes radiotoxisches Gift ist (chemische Wirkung etwa wie Blei oder Quecksilber), können die mit seinem Umgang aufgeworfenen Probleme so beherrscht werden, daß seine Verwendung verantwortbar ist.

3. Pu ist in seiner Wirkung vergleichbar mit Thorium 230 und Radium 226, die in großen Mengen ohne Sicherheitsvorkehrungen in der Natur vorkommen.

Zum Thema *Proliferation* wäre zu sagen, daß Diktatoren das gewünschte Reinplutonium für Bomben wesentlich schneller in speziellen Anlagen herstellen können als über den sehr umständlichen Weg über AKWs und Aufbereitung. Terroristen dürften kaum in der Lage sein, Zugang zum kontrollierten Pu-Kreislauf zu bekommen, es sei denn zu Brennelementen etwa auf dem Transport, die jedoch völlig unbrauchbar sind.

### Alternativen

D. Zum Schluß noch ein Wort zum Thema «Alternativen»:

Mit Rücksicht auf das gestellte Thema «Kernkraft» müßte doch hier streng getrennt werden zwischen elektrischer Energie und Wärmeenergie. Zur ersteren gibt es bis auf weitere Sicht keine in gleicher Weise umweltfreundliche Alternative. Als Ersatz könnte eine Kohle- (oder Öl/Gas-)verstromung auf breiter Basis angemeldet werden mit den hinlänglich bekannten Nachteilen, über die niemand glücklich sein kann. In dieser Hinsicht teile ich auch die Ansicht von Herrn Erbrich, daß am Verbrauch fossiler Energieträger gespart werden muß, die in die Retorte gehören und nicht unter die Kessel. Zur zweiten Energieform, der Wärmeenergie, gibt es durchaus Alternativen, z. B. stadtnahe Heizkraftwerke, Sonnenkollektoren, Wärmepumpen mit Gasmotoren usw.

Im übrigen möchte ich zum Thema auf den Aufsatz von Prof. Dürr in der «Frankfurter Rundschau» vom 27. und 28. 9. 1977 verweisen. Als Mitarbeiter im Max-Planck-Institut für Physik und Astrophysik (langjähriger Mitarbeiter Prof. Heisenbergs) macht er es sich nicht leicht, einfach der einen oder der anderen Seite Recht zu geben. Ich möchte hier einige Punkte seines Resümees zitieren, die zeigen sollen, daß der Problemkreis in einem weiteren Rahmen gesehen werden sollte:

► Die Frage der friedlichen Nutzung der Kernenergie ist nur ein Teilaspekt einer viel allgemeineren Problematik, die mit der stetigen Zunahme des Energie- und Rohstoffverbrauchs in der Welt zusammenhängt.

► Eine stetige Zunahme ist auf die Dauer unmöglich. Sie bringt die industrialisierte Menschheit vermutlich in 50–100 Jahren in größere Schwierigkeiten.

<sup>4</sup> Ci (= Curie) Maßeinheit der Radioaktivität (Red.)

▷ Eine konstruktive Lösung dieser Schwierigkeiten kann nur erreicht werden, wenn neue Lebens- und Wirtschaftsformen entwickelt werden, welche keinen wachsenden Verbrauch an erschöpfbaren Vorräten erfordern.

▷ Eine Eindämmung des Bevölkerungswachstums ist eine zwingende Voraussetzung für jede stabile Lösung.

▷ Ein Minimum an Lebensstandard sollten wir unseren Nachkommen zu erhalten suchen.

▷ Naturgesetzlichkeit und auch die Einzigartigkeit des Menschen geben keine Gewähr dafür, daß sich unsere Probleme auf irgendeine Weise selbst lösen. Katastrophale Entwicklungen sind nicht «unnatürlicher» als evolutionäre Entwicklungen.

▷ Eine stetige Anpassung an die Notwendigkeiten der Zukunft erfordert ca. 30 Jahre (1. Generation) Zeit. Zu langsame Anpassung bringt uns in Zeitdruck, zu schnelle Umstellung führt zu inneren und äußeren Spannungen. Beide erhöhen die politische Instabilität der Welt und damit die Gefahr eines alles vernichtenden atomaren Krieges.

▷ Im Rahmen einer langfristigen Planung erscheint mir die friedliche Nutzung der Kernenergie in begrenztem Umfang als Übergangslösung zumutbar, wahrscheinlich sogar als unumgänglich, um ausreichend Zeit für eine geordnete Umstellung zu gewinnen.

▷ Die Zumutbarkeit muß relativ gesehen werden. Wir haben die Wahl des geringeren Übels. Gegenüber dem Verlust des Weltfriedens erweisen sich Fragen nach der Reaktorsicherheit oder Entsorgung als harmlos.

Soweit – zum Teil gekürzt – die «Alternativen» von Prof. Dürr.

*E. Onstein, Erlangen*

## Replik:

A. Nichts liegt näher als die Frage von Herrn Onstein: Wenn die Menschheit in 100 000 Jahren Dauertest eine Strahlenbelastung von 200 mrem pro Jahr überstanden hat, sollte dann dieses zusätzliche eine mrem nun auf einmal Auswirkungen zeigen? Die hausverständige Antwort lautet: natürlich nicht! Was aber hausverständlich einsichtig erscheint, muß nicht immer wahr sein. Es besteht der begründete Verdacht, daß dieses eine mrem zusätzlicher Strahlung die genetische Last der betroffenen Bevölkerung erhöht, zumal sie höchst ungleich appliziert wird, ungleich in bezug auf Dosis, Dosisrate und Entwicklungszustand, und zumal diese scheinbar geringe Dauer und Durchschnittsbelastung mit Sicherheit ansteigen wird, vor allem dann, wenn Wiederaufbereitungsanlagen in Betrieb gehen.

### Der Verdacht bleibt

Dieser Verdacht stützt sich auf Erkenntnisse der klassischen und molekularen Genetik. Diese Erkenntnisse sind keineswegs bloße Annahmen. Ihre Nichtbeachtung wäre reinste Willkür. Die angeführten konkreten Fakten (z. B. die 2000 Schweizer) dienen nur zur Illustration, sind Fleisch um das Skelett. Wer sich daran stößt (weil sie nur noch historische Bedeutung hätten und nicht mehr vorkommen werden), mag sie vergessen. Der Verdacht bleibt trotzdem in voller Stärke bestehen. Die Argumente, die ihn stützen, werden von der Kritik nicht in Frage gestellt. Die Replik könnte sich mit diesem Hinweis begnügen. Es seien dennoch ein paar weitere Bemerkungen gestattet:

Bevor wir mit dem Ausbau der Atomenergie planmäßig weiterfahren, muß der genannte Verdacht entweder ausgeräumt oder erhärtet werden. Das ist Aufgabe aller, aber doch primär jener, die die Atomenergie wollen, nicht jener, denen diese Zweifel aufgrund der Erkenntnisse einer über hundertjährigen genetischen Forschung gekommen sind (deswegen hinkt der Vergleich mit Prof. Dessauer; er wußte zunächst gar nichts über die Röntgenstrahlen). Die derzeitigen Kenntnisse reichen aber nicht aus, den Verdacht auszuräumen. Dazu ein Zitat aus dem BEIR-Report der National Academy of Sciences (USA), der die bisherigen Strahlenschutzbestimmungen und Risikoschätzungen einer erneuten Kritik unterzog. Der Bericht sanktioniert im allgemeinen die bisherige Praxis. Doch gelegentlich entschlüpfen den Autoren verräterische Stoßseufzer (z. B. auf Seite 97 [2. Ausgabe 1974], zitiert nach Science 195, 756 [25. 2. 1977]):

Die verfügbaren Daten über strahlenerzeugten Krebs im Menschen sind relativ dünn gesät; die Umstände der Strahlenbelastung nicht einheitlich und unbestimmt; die strahlbelasteten Stichproben höchst heterogen, die Kontrollgruppen mit unsicherer und plumper Hand ausgewählt; die Beobachtungen beschränkt auf begrenzte (hohe) oder schlecht definierte Bereiche von Dosis, Dosisrate und von Ausschnitten aus der gesamten möglichen Dauer des nach der Bestrahlung weiter bestehenden Risikos; und die Wirkungen von anderen Einflußfaktoren als der Strahlung unvollkommen bekannt.

Das sagen die Autoren vom Krebsrisiko. Was müßten sie eigentlich vom viel schwieriger zu erfassenden genetischen Risiko sagen? Dadurch, daß sich ein Problem der leichten Zugänglichkeit entzieht, hört es nicht auf zu existieren.

B. Warum die Untersuchung aus dem Staate New York (veröffentlicht 1959) über die genetische Wirkung der natürlichen Bodenstrahlung angezweifelt werden kann, ist mir nicht bekannt. Ich weiß aber, warum die Studie aus Kerala angezweifelt wird. Ihr Autor übersah das Problem der konkurrierenden Risiken. Wenn ich an einem Autounfall sterbe, kann ich nicht mehr ein zweitesmal an Krebs sterben. Wenn Kleinkinder in einem Gebiet hoher Kindersterblichkeit in großer Zahl aus allen möglichen hygienischen und anderen Gründen sterben, können sie nicht mehr später an genetisch bedingter allgemeiner Schwächung der Gesundheit dahinsiechen. Die gesuchte Information geht in einem zu hohen Rauschpegel unter.

### Wie lange reicht das Uran?

C. Nach einer Studie der Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe (Geol. Rsch. 66, 708; Heft 3, 1977) betragen die weltweiten sicheren und wahrscheinlichen Reserven an Uran in der Preisklasse bis zu 30 \$ pro Pfund Uranoxid (60 heutige \$) 5,4 Mio t Uranmetall (Ostblock miteingeschlossen). Dazu kommen 6 Mio t vermuteter Vorräte, zusammen also 11,4 Mio t. Das ist rund das 20fache des gegenwärtigen globalen Primärenergieverbrauches von gut 8 Mia t SKE (Steinkohleeinheiten).

## Gruppendynamische Seminare 1978

### Einführung in die themen-zentrierte Interaktion TZI

(nach Ruth Cohn)

Kursleiterin: Dr. Elisabeth Waelti, Höhweg 10, 3006 Bern

Thema: Wie kann ich durch lebendiges Lehren und Lernen meine Erlebnisfähigkeit vertiefen und berufliche Konflikte in der Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen besser bewältigen?

Adressaten: Leiter von Arbeitsgruppen aus allen Bereichen: Sozialarbeiter, Pfarrer, Psychologen, Lehrer usw.

Termin: 27.–31. März }  
3.– 7. Mai } Schloss Hünigen  
3.– 7. Juli }

10.–14. April }  
17.–21. Juli } Dulliken  
2.– 6. Oktober }

25.–29. September Fribourg

Kurskosten: Fr. 250.–

Unterkunft: Vollpension pro Tag ca. Fr. 38.–

Einzahlung von Fr. 250.– auf Postcheckkonto 30-66546 gilt als definitive Anmeldung.

Dieser gewaltige Vorrat von 11,4 Mio t Uran wird um die Jahrtausendwende «praktisch» verbraucht sein, wenn die geplante Entwicklung stattfindet. «Praktisch» heißt: zur Hälfte aufgebraucht. Denn da mit großer Regelmäßigkeit zuerst der Rahm abgeschöpft wird, bleibt mit ebensolcher Regelmäßigkeit der schwieriger abbaubare Anteil für die zweite Halbwertszeit. Das bedeutet: der jährliche Ausstoß an Uran beginnt unaufhaltsam ebenso rasch zu sinken, wie er in der ersten Hälfte gestiegen ist. Spätestens an diesem Wendepunkt muß man von den relativ einfachen Reaktortypen der Gegenwart auf die komplizierteren und weniger harmlosen Brüder umsteigen, um dann auch die Armerze (von der genannten Studie mit 40 bis 50 Mio t veranschlagt) wirtschaftlich abzubauen zu können, falls man kann. Damit begänne das Plutoniumzeitalter.

Nun ist Plutonium jene radioaktive Substanz, deren biologische Wirkung vermutlich am besten bekannt ist. Laborversuche vor allem an Ratten zeigten sehr bald, daß Plutonium biologische Membranen nur schwer durchwandert und daher auch nur langsam in die Nahrungskette dringt, wenn überhaupt. Man war daher beunruhigt, wie man entdeckte, daß Plutoniumarbeiter kleine Mengen Plutonium mit dem Urin ausschieden, obwohl bestimmt keiner seinen Durst mit Plutoniumnitratlösung stillte. Da man die Menge des in den Körper eingedrungenen Plutoniums wegen der geringen Reichweite seiner Strahlung nur schwer erfassen kann, hoffte man, aus der Ausscheidungsrate auf die im Körper vorhandene Plutoniummenge schließen zu können. Deshalb spritzte man 18 für todkrank gehaltenen Patienten genau gemessene Plutoniummengen ins Blut, um nun die Ausscheidungsrate zu beobachten. Das geschah zwischen 1946 und 47 in vier verschiedenen Spitälern. Obwohl man damals den Patienten (Alter 4 bis 69 Jahre) keine 10 Jahre Überlebenschancen gab, leben heute noch 3 von ihnen; die übrigen sind an ihrer Krankheit, nicht am Plutonium gestorben. Resultat dieses geheimgehaltenen Versuchs: menschliche Nieren scheiden das Plutonium etwa 50mal langsamer aus als Labortiere. Wieder einmal wird sichtbar, wie vorsichtig man sein muß bei der Übertragung von Tierversuchsergebnissen auf den Menschen (Science 191, 1030; 12.3.1976).

### Die Untersuchungen brauchen Zeit

Einigermaßen sichere Daten über die Krebsgefährlichkeit des Plutoniums wird man erst erwarten können, wenn die gesamte Lebensgeschichte von Personen, die mit Plutonium in Kontakt kamen, bekannt ist (inklusive Resultate der Autopsie). Zu diesem Personenkreis gehören jene als Beispiel aufgeführten 25 GIs von Los Alamos, ferner gut 200 Plutoniumarbeiter, die

mehr als die offiziell erlaubte Plutoniummenge inkorporierten, sowie einige tausend weitere, deren inkorporierte Mengen innerhalb der offiziellen Grenzen liegen. Diese Untersuchungen brauchen Zeit, und während dieser Zeit sollten keine vollendeten Tatsachen geschaffen werden.

Alphastrahler wie Plutonium geben ihre Strahlungsenergie auf sehr kurze Distanz ab. Eingeatmete Plutoniumstäubchen bilden in der Lunge sogenannte «heiße Punkte» (hot spots). Es ist daher nicht überraschend, daß die im Leserbrief von P. Modler unter Ziffer 4 erwähnten Jagdhunde auch bei kleinsten Dosen inhalierten Plutoniums Lungenkrebs entwickelten. Auf der anderen Seite erzeugt das Edelgas Radon, ein Zerfallsprodukt des natürlichen Urans und ebenfalls ein Alphastrahler, mit größter Regelmäßigkeit Lungenkrebs bei Bergarbeitern von Uranminen. Es überrascht daher nicht wenig, daß die 25 GIs von Los Alamos mit heiler Haut bzw. Lunge (bisher) davongekommen sind. Mag sein, daß in menschlichen Lungengewebe (nicht aber in «hündischen») alle Zellen im Bereich der «heißen Punkte» absterben und nur ein schmaler Saum von geschädigten, krebserregenden Zellen bestehen bleibt (Science 183, 715; 22.2.1976).

### Die Verseuchung in Colorado

Mit Plutonium verseuchter Boden (Lockerdecken) kann nicht wirklich dekontaminiert werden. 16 km nordwestlich von Denver (Colorado) steht die Kernwaffenfabrik Rocky Flats. Sie arbeitet seit 1953. Seither gab es 2 Brände (1957, 1969), einen Plutoniumausbruch ohne Brand 1974, einen größeren Verlust von plutoniumhaltigem Öl zur Kühlung von Metallbearbeitungswerkzeugen. Das zunächst betroffene ca. 13 km<sup>2</sup> große Gelände des Waffenarsenals konnte nicht wirklich dekontaminiert werden. Der größere, wenn nicht der größte Teil des freigebliebenen Plutoniums bleibt gebunden an den feinen Staub des Bodens (sogenannte inhalierbare Fraktion), der vom Wind immer wieder aufgewirbelt und in südöstlicher Richtung gegen Denver getragen wird. Die kontaminierte Fläche hat inzwischen etwa 150 km<sup>2</sup> erreicht (Gebiet mit mehr als der zehnfachen Zahl an Zerfällen von Plutoniumkernen pro Minute und Gramm Boden als dem Durchschnitt von Colorado entspricht; Maximum außerhalb des Werkgeländes etwa 1300mal mehr Zerfälle). Die Sache kam an die Öffentlichkeit, als in 5 km Entfernung vom Werk eine Wohnsiedlung für 10 000 Personen gebaut werden sollte. Eine Dekontamination durch Tiefpflügen hilft nicht weiter, weil aus der Nachbarschaft immer neues Plutonium herangeweht wird (Science 193, 488; 4.8.1976). Kann man wirklich sagen, daß der Umgang mit Plutonium beherrscht wird und sein Gebrauch verantwortet werden kann?

### Rückfragen an Professor Dürr

Mit Befriedigung lese ich die *Alternativen* von Prof. Dürr. Nur hätte ich gern, wenigstens skizzenhaft, erfahren, worin die neuen Wirtschaftsformen bestehen sollen. Gefordert werden sie schon lange. Vorgeschlagen wird aber allzuoft nur ein Mehr vom Gleichen: mehr preiswerte Energie, dadurch mehr Arbeitsplätze, größere Produktivität, mehr Lohn, billigere Ware, mehr privaten Konsum, mehr Export. Auf der ganzen Linie das alte Lied! Ebenso hätte ich gern erfahren, warum Prof. Dürr die Kernenergie begrenzen möchte und sie nur als Übergangslösung akzeptiert, als das gegenüber einem atomaren Krieg geringere Übel.

Bleibt mir noch, mich beim Autor des ersten Leserbriefes in Nr. 23/24 in aller Form zu entschuldigen. Mit meiner Bemerkung über die Inkonsequenz der Atomgegner dachte ich nicht an jene, die wissen, was sie tun, sondern an eine bestimmte Sorte von Mitläufern.

Paul Erbrich, Feldkirch



*Herausgeber:* Institut für weltanschauliche Fragen  
*Redaktion:* Ludwig Kaufmann, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebner, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin

*Ständige Mitarbeiter:* Paul Erbrich (Feldkirch), Clemens Locher (Frankfurt), Raymund Schwager (Innsbruck), Pietro Selvatico (Fribourg)

*Anschrift von Redaktion und Administration:* Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 2010760

*Bestellungen, Abonnemente:* Administration

*Einzahlungen:* «Orientierung, Zürich»

*Schweiz:* Postcheck Zürich 80-27842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge Konto Nr. 0842-556967-61

*Deutschland:* Postscheckkonto Stuttgart 5290-700

*Österreich:* Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

*Italien:* Postscheckkonto Rom Nr. 29290004

*Abonnementspreise 1977:*

*Schweiz:* Fr. 29.- / Halbjahr Fr. 16.- / Studenten Fr. 20.-

*Deutschland:* DM 31.- / Halbjahr DM 16.- / Studenten DM 22.-

*Österreich:* öS 210.- / Halbjahr öS 120.- / Studenten öS 140.-

*Übrige Länder:* sFr. 29.- plus Versandkosten

*Gönnernabonnent:* Fr./DM 35.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

*Einzelexemplar:* Fr./DM 1.70 / öS 12.- plus Porto

**AZ**

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich